o. germ.
1839 b (2,2

Robiano

Digitized by Google

304480

Die Rose von Heidelberg.

Historischer Roman
aus dem Pfälzerkriege 1689—1693

von

L. v. Robiano.

Zweite Abtheilung.

2. Band.

Leipzig.
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
1872.

Digitized by Google

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erſtes Capitel. Wiederkehr der Geißeln. — Maienfeſt und die unbekannte Höhle im Schloßgarten . . . 1

Zweites Capitel. Die Doppelhochzeit und ernſte Nachfeier 33

Drittes Capitel. Der Feind bietet eine Capitulation an, die abgewieſen wird 47

Viertes Capitel. Cruget's Verdacht beſtätigt ſich . 62

Fünftes Capitel. Der geheimnißvolle Beſuch auf dem Thurme 84

Sechstes Capitel. Heydersdorff's zweideutiges Benehmen. Die Feinde dringen in die Vorſtadt. Flucht nach dem Schloſſe 101

Siebentes Capitel. Beſchießung des Schloſſes . . 163

Achtes Capitel. Melac's Abſichten. Martha's Prüfung 172

Neuntes Capitel. Deputation der Weiber an Heydersdorff 211

Zehntes Capitel. Capitulation mit freiem Abzug der Garniſon und ſämmtlicher Flüchtlinge . . 226

Elftes Capitel. Martha wird durch den Gaſtwirth aus Melac's Händen gerettet 233

Zwölftes Capitel. Die Strafe des Verrathes . . 260

Dreizehntes Capitel. Vater Bernhard's Tod . . 279

Vierzehntes Capitel. Nachrichten von Heidelberg. — Schlußwort 287

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Erstes Capitel.

Wiederkehr der Geißeln. — Maienfest und die unbekannte Höhle im Schloßgarten.

Johannes hatte zu der Deputation der Bürger gehört, welche am Neujahrsfeste dem Gouverneur den üblichen ceremoniellen Gratulationsbesuch abstatten mußten, da der Letztere augenblicklich die Stelle des Kurfürsten vertrat. Er kehrte aber sehr ernst gestimmt, ja mit sorglicher Miene zu Martha und seiner Braut zurück. Diese hatten ihren kleinen Freundeskreis zu einem Festmahl geladen. Vor der Tafel wollte Johannes keine Erklärung ertheilen, zudem legte ihm die Gegenwart der Arbeiter eine gewisse Zurückhaltung auf. Aber Liese war es nicht entgangen, daß ihr Verlobter sich Zwang anthat, heiter zu sein und die Scherze

Balthaſar's zu erwidern. Sobald ſie ſich allein befanden, wagte ſie es erſt, ſchüchtern zu fragen, wie die große Audienz abgelaufen.

„Gut," erwiderte Johannes, „der Gouverneur benahm ſich gegen Alle, auch gegen Freund Cruget, den er ſonſt ziemlich herablaſſend behandelt, wirklich freundſchaftlich. Ich habe ihn noch nie ſo liebenswürdig geſehen wie heute; aber Cruget und Dörpp meinten, als wir wieder aus dem Schloſſe waren, daß ihnen die Freundlichkeit Heydersdorff's unheimlich geweſen. Es ſei ihnen vorgekommen, als hätten ſie einen Schlangenkopf zwiſchen den menſchlichen Schultern ſtecken ſehen. Gerade was mir an dem Gouverneur gefallen, hat, ſcheint es, allen Anderen gründlich mißfallen und ſie von Neuem argwöhniſch gemacht zu haben."

„Was ſagte denn der General?" fragte Hannes.

„Ei, nichts Beſonderes, nur was wir ſelbſt eigentlich längſt wiſſen, daß wir nämlich nicht in der Wachſamkeit läſſig werden, ſondern uns ſtets kampfbereit halten ſollten, zu jeder Zeit und Stunde, denn der Feind ſei nicht nur ein mächtiger, ſondern auch ein tückiſcher Gegner, dem es wohl zuzutrauen ſei, daß er eine Ueberrumpelung beabſichtige, zumal er ſich durch ſeine Spione überzeugt haben müſſe, daß wir gut mit Kanonen

verſehen ſind. Die Offiziere fragte er, ob die Bürgerſchaft jetzt völlig eingeübt ſei, und ob man ſich auf ſie, gemeinſam mit den regulären Truppen, verlaſſen könne, im Falle er keinen Succurs von Heilbronn in Bälde erhalte? Als Schönbeck bemerkte, daß nur eine kleine Anzahl Waffen an die Bürger vertheilt worden ſei und daß er darauf antrage, daß nicht nur die jüngere Mannſchaft, ſondern auch die älteren Bürger wehrfähig ausgerüſtet werden möchten, gab Heydersdorff ſogleich ſeinen Conſens dazu und bemerkte, daß hinreichend Waffen im Arſenale ſich vorfänden, um jeden Mann zu verſorgen.

„Nun, das konnte doch keinen Argwohn erregen," meinte Balthaſar.

„Dabei blieb es nicht, der General hat befohlen, daß in nächſter Woche alle bewaffneten Bürger ſich muſtern ſollten, damit er die Streitkraft in Augenſchein nehmen könne. Desgleichen habe er im Sinne, die Schanzen zu viſitiren, ſowie die Thore und deren Mannſchaft. Er ſprach gerade ſo angelegentlich, als erwarte er heute Nacht noch einen Angriff von irgend einer Seite her."

„Und das hat Euch beunruhigt?" meinte Käthe. „Ich ſollte denken, die Sorge des Oberbefehlshabers habe Euer Vertrauen geſtärkt. Bisher

klagtet Ihr Alle über seine Gleichgültigkeit, und daß er halbe Tage lang mit seinem alten Sterngucker sich einschließe."

„Unser Wirth mag schuld daran sein, daß uns Allen ängstlich geworden," sagte Johannes, „denn sein Peter behauptet steif und fest, die geheimen Zusammenkünfte von französischen Spionen dauerten noch im Kapuzinerkloster fort. Der Bursche hat eine Liebschaft mit einem Bürgermädel, und da er sich als Schenke gut und ehrlich benimmt, so will der Wirth ihm zu einer Heirath behülflich werden."

„Wozu wir Alle helfen wollen," rief Martha, „er hat es um uns wohl verdient."

„Zugestanden," erwiderte Johannes. „Nun also, unser Peter wollte noch spät seinem Schätzchen ein Angebinde bringen, da er nicht früher aus dem Geschäft fort durfte, und da will er Heydersdorff in derselben Kleidung erkannt haben, in welcher er Abends seinen ehemaligen Herrn, Franz Roller, zu besuchen pflegte."

„Der General ist bon catholique," sagte Hannes. „Mag sein, er ging noch in die Kirche, denn am ersten Festtage pflegt er zur Communion zu gehen."

„Mitternacht war bereits vorüber," bemerkte

Johannes. „Zu dieser Zeit sind die Mönche in ihren Zellen, hören keinen Beichtenden an. Es fragt sich nun, was der General so spät im Kloster zu thun hatte, überhaupt warum so oft bei Nacht, und alsdann immer als ordinärer Soldat verkleidet. Ich bin jetzt auch der Ansicht Cruget's, daß Etwas uns droht, und daß des Generals Vorsorge entweder den Zweck hat, uns zu warnen, weil sein Gewissen ihn zu heftig anklagt, oder daß er uns dadurch zu täuschen hofft, um uns minder achtsam zu machen."

„Nun, er gewinnt keinesfalls, was er beabsichtigt," sagte Hannes. „Wohl aber werden wir uns desto fleißiger in den Waffen üben, und vielleicht wäre es nicht unweise, wenn man von Heydersdorff verlangte, daß uns Bürgern ausschließlich die Bewachung der Thore zugetheilt würde. Die Bürger wissen, daß sie für Weib und Kinder, Hab und Gut wachen und fechten müssen, während die Söldner nur um Lohn diese Pflicht erfüllen."

„Der Gedanke leuchtet mir sehr ein," sagte Johannes, „wir wollen mit Dörpp darüber Rücksprache nehmen; auf sein Wort und seine Treue dürfen wir felsenfest bauen. Aber wie wäre es, wenn wir eher Hochzeit feierten und die beiden jungen Weibchen mit Martha und der Frau Ger-

trude in Sicherheit auf eins der Gehöfte am Rheine brächten? Mich überfällt ein Grauen, wenn ich an die Möglichkeit einer Wiederholung der Greuel vor drei Jahren denke."

„Und dieses Mal hätten wir vielleicht keine edlen Männer wie Ronville und de Tesse, die uns Schonung angedeihen ließen," bemerkte Martha. „Sind die Franzosen wieder innerhalb der Stadtmauern, dann Gnade Gott den Einwohnern! Sie werden die Stadt nicht für sich behalten, und dem Feinde überlassen sie sie nur wie damals, als einen Stein- und Schutthaufen. Auch das Schloß wird vollends demolirt werden, daß an keinen Aufbau oder an keine Ausbesserung mehr zu denken wäre."

„Wir Männer können uns noch wehren, im schlimmsten Falle umkommen in dem Kampfe — aber die Weiber erwartet von diesen civilisirten Barbaren ein noch weit schlimmeres Loos," sagte Balthasar.

„O, wir werden uns wehren und vertheidigen, obgleich wir in Euren Augen nur schwache Weiber sind!" rief Käthe aus. „Ich besitze sowohl Dolch als Pistole, und kann beide Waffen handhaben, wie Du weißt, Balthasar. Unter keiner Bedingung würde ich einwilligen, mich allein der Gefahr zu

entziehen. Wo mein künftiger Gatte bleibt, bleibe auch ich. Was sagst Du, Lieschen?"

„Ich traue mir nicht zu, so muthig zu sein wie Du, mein liebes Herzchen — denn ich habe noch nie eine Pistole abgefeuert. Aber einen Stoß ins Herz könnte und würde ich mir versetzen, wenn mir einer von den Feinden zu nahe rückte."

„Ich habe zwar weder Weib noch leibliches Kind zu vertheidigen, aber ich werde bei Zeiten alles Transportable aus der Mühle bringen lassen, und bin erbötig, auch Eure Kassen 2c. sicher nach einem der Güter zu befördern," sprach Hannes. „Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Gouverneur Nachrichten hat, die er uns Bürgern noch verheimlichen will. Auch stimme ich Dir darin bei, Johannes, daß es besser wäre, die Hochzeiten nicht bis Mai aufzuschieben."

„Ich habe mir aber fest vorgenommen, noch einmal als Maienkönigin zu figuriren und schon zugesagt," sagte Käthe. „Mein lieber Balthasar wird gewiß noch einmal seiner Braut nachgeben. Bin ich erst seine Frau, so gebe ich ihm nach — wie meine Mutter behauptet, daß es christliche Pflicht sei. Natürlich muß Liese dann ebenfalls warten, aber nicht so gar viel länger — den ersten Mai haben wir das Maienfest, nach diesem richten

wir uns zur Hochzeit ein, wenn es ſein muß. Ach, Lieschen! dann müſſen wir ſchon das fatale Matronenhäubchen aufſetzen."

„Nein, erſt am Tage nach der Hochzeit die Haube!" ſagte die Mutter lächelnd.

„Richtig — alſo noch ein Tag der Gnade!" rief Käthchen lachend aus.

Nur ungern bewilligten aber Martha und Johannes den Aufſchub, während der Müller erklärte, daß er jedenfalls morgen ſchon anfangen werde, für die Ueberſiedelung nach Bellevue bei Mainz-Caſtel Vorkehrungen zu treffen. Zu viel Vorſicht ſei immerhin löblicher als keine. Gertrude allein zeigte ſich mit dem Aufſchube zufrieden. Sie hatte die Hoffnung, bis dahin ihr Geſpinnſt zu vollenden, deſſen Erlös entweder zum Löſegelde oder in die neue Haushaltung der Tochter gelegt werden ſollte. Denn durch Lieſens großmüthigen Beitrag ſtand ja doch die Loskaufung der Straßburger Gefangenen nahe bevor. Hannes hatte verſprochen, die zunächſt eingehende Summe von Lieſens Gütern dazu zu verwenden, was aber erſt gegen Mitte April ſein konnte. Einen Verkauf der Güter erklärte der Müller unter keiner Bedingung dulden zu wollen. „Man könne nicht wiſſen, wie die Kriegsverhältniſſe ſich geſtalteten, und ſeinem verſtorbenen Herrn,

Lieschens Vater, sei er schuldig, daß er Vorsorge für die Existenz seiner Tochter trage.“ Da alle verständigen Freunde, besonders Cruget, diesen Entschluß billigten, mußte Liese sich darein finden, obgleich sie lieber auf der Stelle Alles hergegeben hätte, um ihre liebevolle Absicht ausführen zu können.

Der Winter verging, ohne daß ereignißvolle Umstände die Ruhe im Aeußern störten, auch das Osterfest wurde mit würdiger, ernster Feier gehalten. Nach diesem wurde aber Allen eine rege Freude zu Theil durch die Wiederkehr der eingelösten Gefangenen. Wie viele Thränen der Freude und des Dankes flossen von Seiten der Befreiten und Befreier! Wie glücklich lächelten Gatten, Familienväter, Kinder und Gattinnen bei dem Wiedersehen des geliebten Familienhauptes! Wie selig und verklärt blickte Frau Gertrude den Mann ihres Herzens an! Wer hätte die warmen, innigen Küsse zählen können, die die Wiedergekehrten geben und empfangen mußten! Wie viel gab es aber auch, als der erste Freudenrausch verflogen, von beiden Seiten zu erzählen, denn die Nachrichten waren beschränkt gewesen auf einzelne Zettel, welche einer oder der andere der Gefangenen hatte heimlich in

die Heimath durch einen mitleidigen Wächter befördern können. Wir dürfen füglich die Geißeln als Gefangene bezeichnen, denn noch vor zwei Jahrhunderten machte man wenig Unterschied zwischen den beiden Benennungen, und es war das Loos der gegenseitigen Gefangenen kein mildes, sondern ein bitteres, während welcher Zeit mancher kräftige Jüngling und Mann den Entbehrungen erlag. O wie hatten unsere Freunde sich oft nach dem Anblicke ihres schönen blauen Pfälzer Himmels gesehnt, wie oft ihr schwarzes Roggenbrod mit heißen Thränen befeuchtet! Es war daher wohl am Platze, daß die Evangelischen einen feierlichen Gottesdienst und ein Dankfest anordneten, dem alle Offiziere, selbst Heydersdorff, obwohl katholisch, in der Heiligen-Geist-Kirche beiwohnten! Der Pflege und treuen Liebe der Ihrigen übergeben, erholten sich die Gefangenen bald von ihren Leiden, obgleich bei den Meisten lebenslänglich Spuren der schrecklichen Zeit in ihren geschwächten Kräften sichtbar blieben.

Der schöne Monat Mai — so passend von den Alten als der «Wonnemonat» bezeichnet, weil er das volle Erwachen der Natur aus dem langen Winterschlafe darstellt und mit der frisch knospenden Natur auch bei dem Menschen frische Lebenslust und neuer Lebensmuth einziehen — brach unter

den schönsten Auspicien für die Heidelberger Jugend, namentlich für unsre Verlobten, an.

Eine ungewöhnlich warme Witterung begünstigte die Vorbereitungen zu dem Maienfeste, das dieses Jahr besonders festlich begangen werden sollte. Die jungen Bürger, nachdem sie die Kunde von Liesens Großmuth erhalten, hatten einstimmig verlangt, daß Käthchen der Freundin die zugedachte Ehre als Königin abtreten mußte, womit diese vollständig einverstanden war und selbst in Liese drang, dem Wunsche Aller nachzugeben. Aber diese lehnte entschieden ab, und erschien nur bei dem Feste, nachdem man ihr gestattet, im Gefolge der Maienkönigin zu sein. Käthchen ernannte, da sie ihren Verlobten der Sitte gemäß nicht zum Könige erwählen durfte, den Bruder der armen Trina, einen schmucken, muntern, jungen Burschen, zum kurzen Festgemahle.

Noch nie war aber Käthchen so reizend und so voller Muthwillen gewesen als dieses Mal, womit sie ihre Jungfrauenherrschaft niederlegte. In vollen Zügen genoß sie das harmlose Vergnügen und die Ehrenbezeigungen, welche man ihrer Schönheit zollte, und Balthasar war der Eifrigste unter ihren anbetenden Unterthanen. Frei von jeglicher kleinlichen Eifersucht, freute er sich kindisch über die

Huldigungen, die man seiner Braut zollte. Beim Tanze um den hoch aufgerichteten, reich geschmückten Maienbaum war sie die ausgelassenste Tänzerin und riß Alles mit sich fort, obgleich Käthchen selbst in dieser Lustigkeit sich nichts an der angebornen Würde vergab. Jede Bewegung des schönen Körpers war züchtig und anmuthig, ihr Lachen silberhell, fast kindlich unbefangen.

Heydersdorff wohnte dem ländlichen Tanze bei, aber seine Blicke ruhten sorglich auf dem schönen Kranze; nur in dem gemeinschaftlichen Spiele, das nach dem Tanze stattfand, sah man ihn einige Male schwach zu Käthchens Muthwillen lächeln. Er entfernte sich auch nach kurzer Zeit wieder.

„Dieses Volk tanzt in solcher Sicherheit und Gemüthsruhe, als gäbe es keine feindliche Armee, die in jeder Stunde vor der Stadt sein kann," sprach er zu einem seiner Offiziere.

„Habt Ihr neuerdings Nachrichten, General? Aufrichtig gesagt, ich wollte, es käme zu irgend einer Entscheidung, denn diese stete Spannung seit fast zwei Jahren wirkt deprimirend auf Offiziere und Soldaten!"

„Ich fürchte, wir haben die längste Zeit des Wartens hinter uns, Freund!" lautete die Antwort Heydersdorff's. „Einer meiner ausgesendeten Kund-

ſchafter brachte geſtern die Botſchaft, er ſei überzeugt, man beabſichtige einen Angriff auf Heilbronn. Ueber den Marſch der Truppen aber herrſche unter der Mannſchaft ein tiefes Dunkel, und eben dieſe letztere Thatſache läßt mich eine Ueberraſchung oder eine Belagerung fürchten.“

„Nun, die letztere kann Heidelberg zwei Monate aushalten, ohne ſich ergeben zu müſſen. Die Bürgerwehr, wie Eure Excellenz ſelbſt ſahen — iſt tüchtig, keineswegs gering zu ſchätzen, und die Stadtmauern ſind ſorgfältig unterſucht worden; nirgends iſt eine Breſche in dem Steinwerke. Der alte Dörpp hat in ſeiner Stückgießerei auch nicht ruhen, ſondern mehrere neue Kanonen gießen laſſen, die ſchweren Kalibers ſind und von den Höhen herab von mörderiſcher Wirkung ſein dürften.“

„Es iſt gut, aber ich denke, wir bedürfen derer wohl nicht. Die Hauptſache für uns iſt, daß wir unbedingt auf unſere Garniſon rechnen können. Seid Ihr gewiß, daß es keinen Verräther mehr unter den Leuten giebt? Eine Verrätherei, wie vor zwei Jahren auf der Stern-Schanze, könnte uns viel Unheil bereiten.“

„Allerdings, für die Leute können wir natürlich uns nicht verbürgen, doch thun wir unſere Pflicht,

General, lassen es weder an Wachsamkeit, noch an ernsten Ermahnungen von unserer Seite fehlen. Da die Wache auf der Stern-Schanze namentlich ein hochwichtiger Posten ist, da man von dort aus zuerst eine heranziehende Macht gewahr wird, so wäre es räthlich, mit den Artilleristen auch eine Bürger-Wache dort zu vereinigen."

„Nein, das geht nicht," erwiderte Heydersdorff hastig — „es würde nur Streitigkeiten geben —, und jener Posten gehört ausschließlich dem Militärdienste. Es ist genug, wenn die Bürger den Dienst an den Thoren bekleiden; sobald die Gefahr uns nahe rückt, werden wir die erforderlichen Ordres ertheilen. Doch nun laßt Euch nicht länger von dem heitern Feste abziehen, Hauptmann," setzte er freundlich hinzu, „Ihr seid noch jung, und habt keine solche Verantwortlichkeit auf Euren Schultern, wie ich, als Commandant dieser Stadt. Ich will eine einsame Promenade im Schloßgarten machen, oder in Gesellschaft meines alten Freundes; die Erholung geziemt sich besser für mich, wie jene tolle Lustigkeit der sorglosen Jugend."

„Man sagt, noch in diesem Monate solle eine großartige Doppelhochzeit gefeiert werden; beide Mädchen, Käthchen und des Carmer's Liese, wollen zugleich vor den Altar treten," bemerkte der Hauptmann.

„Je früher, deſto beſſer," entgegnete Heydersdorff, „nur die Gegenwart gehört uns, die Zukunft iſt dunkel und unſicher. Ich ſagte ſchon am Neujahrstage dem Johannes, daß ich es für rathſamer erachtete, wenn er ſich die Braut antrauen ließe — ich meinte es gut mit ihnen, aber wie mir däucht, gelten meine guten Rathſchläge nicht viel bei den Bürgern."

„Vielleicht äußerten ſich Eure Gnaden nicht deutlich —" bemerkte zögernd der Offizier.

„Ich ſprach deutlich genug," erwiderte Heydersdorff ſcharf, „und er verſtand mich auch. Warum die Hochzeit verzögert worden, weiß ich nicht, bekümmere mich auch nicht mehr darum, obgleich ich verſprochen habe, der Trauung beizuwohnen, falls ich mich noch in Heidelberg befände."

Er reichte dem Offizier die Hand und ſchritt langſam den ſchmälern Burgweg ans Schloß hinauf, während der Offizier ſich wieder zu der fröhlichen Maien-Geſellſchaft begab. Unter allerlei Kurzweil, Spielen, Tänzen, Eſſen und Trinken verging der Tag, und erſt gegen Abend zog man ſich in die Häuſer zurück.

„Das war der ſchönſte Tag meines Lebens," ſagte Käthchen, daheim angelangt. „So vergnügt bin ich noch auf keinem Maientage geweſen, wie auf

dem letzten, wo ich als Königin aufgetreten bin.“

„Heute vor dreiundzwanzig Jahren war Deine liebe Mutter auch zum letzten Male Fest-Königin,“ sagte Hammer. „War dazumal ein herziges, liebes Mädel, aber mir nicht lieber, als meine Trude heute ist,“ setzte der gute Mann hinzu, sie zärtlich küssend.

„An dem Tage küßtest du mich zum ersten Male,“ sagte Trude, „obgleich wir einander schon lange gut waren.“

„Und zwei Monate danach waren wir glückliche Brautleute. Der Monat Mai sei uns ein gesegneter Wonnemonat, Mutter — denn auch unser Töchterchen erlebt ihren Ehrentag darin.“

„Bleibt's dabei?“ fragte Käthchen; „mir wäre es fast noch zu bald — es giebt so Vielerlei zu ordnen und einzurichten. Auch möchte ich, daß Mutter Hafffstat vorher wieder besser wäre, ehe wir Hochzeit halten. Es würde nicht recht lustig hergehen, wenn ein Krankes in der Familie wäre.“

„Nun, so Gott will, läßt das Fieber bald nach,“ tröstete Gertrude. „Aber aufgeschoben wird die Hochzeit darum nicht, Käthchen — also richte Dich danach. Johannes und der Müller sind sehr sorglich gestimmt, und Martha treibt gewaltig, daß es mit der Hochzeit ins Reine komme; sie will nach

derſelben ſogleich abreiſen und die Carmers mit ſich nehmen. Sie fürchtet, und vielleicht nicht ohne Grund, daß bei einer Einnahme der Stadt die franzöſiſchen Generäle ſie und Lieſe verhaften und nach Frankreich bringen möchten," ſagte Hammer. „Ich weiß nicht, wer dieſe Beſorgniß in der guten Frau angeregt hat — aber ich traue ihr zu, daß ſie nicht umſonſt ſich ängſtlich bezeigt." —

Käthchen wußte hierauf nichts einzuwenden. So gerne ſie auch die Hochzeit — aus Furcht vor der ehrwürdigen Matronenhaube — noch hinausgeſchoben hätte, ſo liebte ſie Lieſe doch zu innig, um deren Sicherheit durch ihren Eigenſinn zu gefährden. Es blieb demnach beſtimmt, daß die Doppelhochzeit noch im Monate Mai ſtattfinden ſolle, und der Gaſtwirth verſprach freudig, ein ungewöhnlich reiches Hochzeitsmahl anzuordnen.

Aber trotz den Wünſchen Johannes' und Balthaſar's ward der glückliche Tag noch hinausgeſchoben, da die Mutter Balthaſar's von Tag zu Tag ſchlimmer und ſchwächer wurde, ſo daß der liebevolle Sohn über der kranken Mutter faſt Braut und Hochzeit vergeſſen zu haben ſchien. Endlich drang die kranke Mutter ſelbſt darauf, daß die Trauung am 20ſten vollzogen werde, damit ſie vor ihrem Tode noch den Sohn ganz glücklich ſehen möge.

Während Käthchen nun hauptsächlich mit den Vorbereitungen zur Hochzeit, den Einladungen der Brautjungfern ꝛc. vollauf in Anspruch genommen wurde, gab sich Liese ganz der Erheiterung des Vater Carmer hin, der seit der Gefangenschaft vielfach leidend sich befand, und Johannes sich ganz dem Geschäfte widmen mußte, denn er wollte vor seiner Hochzeit den schönen Tafelaufsatz dem Kurfürsten durch Peter übersenden.

Eines Tages äußerte Lieschen den Wunsch, noch einmal vor ihrer Hochzeit das Grab des lieben Großvaters zu besuchen, was sie nie ohne Begleitung thun durfte, da Soldaten und Offiziere sich vielfach im Schloßgarten ergingen. Carmer war sogleich erbötig, die Tochter zu begleiten; Arm in Arm wandelten sie gegen Abend nach der Burg und der traulichen, im Gebüsche versteckten Ruhestätte des Greises.

Das Grab lag buchstäblich im Gebüsche, denn Ronville hatte nur gestattet, daß man den allernöthigsten Raum aushauen und den Todtenhügel mit einem Kreuze bezeichnen dürfe. Die Stelle lag zwar nicht weit vom Schlosse, aber wer an derselben stand oder knieete, konnte von den Vorübergehenden oder vom Schlosse aus nicht bemerkt werden, denn vor demselben bildeten die Gesträuche

einen dichten Vorhang, und von der hinteren Seite die hohen Bäume eine Art von Mauer.

Liese und Carmer befanden sich noch nicht lange dort, da ward zu ihrer Ueberraschung das Gesträuch auseinandergebogen, und vor ihnen stand ein alter, ehrwürdig aussehender Greis in einem weiten, schwarzen Talar, auf den weißen Haaren ein kleines Baret tragend. In der rechten Hand hielt der Alte einen Stab, der ihm augenscheinlich als Stütze diente.

„Vergebt einem alten Manne, daß er Eure kindliche Andacht stört," redete der Greis die Ueberraschten freundlich und ehrerbietig an. „Es ist nicht das erste Mal, daß ich die holde Jungfrau nach diesem Schreine pilgern sah, aber heute, da sie sich in Begleitung des Vaters befindet, darf ich sie anreden, ohne daß sie erschrocken vor mir flieht."

„Euer Anblick ist nicht von der Art, daß er mir Furcht einflößen sollte," erwiderte Liese mit freundlicher Würde. „Zudem fürchte ich Niemand an diesem Grabe; der Geist des lieben Großvaters würde sein Kind vor jeder Beleidigung schützen."

„Die Jungfrau, welche als edle Christin um ihres Glaubens willen Ehre, Macht und Reichthum missen konnte, wird von Menschen und Engeln

geliebt," ſagte der Alte im Tone feierlichen Ernſtes. „Ich kam auch nicht hierher aus eitler Neugierde, Euch von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, ſondern um eine Botſchaft auszurichten, wozu mir ſonſt nicht leicht Gelegenheit geboten werden möchte. Der ſelige Geiſt des hier in Gott Ruhenden gab es Euch ins Herz, Herr Carmer, die Jungfrau heute an dieſe Stätte zu führen."

„Im Gegentheil, es war meine Tochter, welche mich zu dem Gange aufforderte," ſagte Carmer lächelnd. „Nur aus Liebe zu ihr erſtieg ich den Burgweg, der mir jetzt beſchwerlich wird."

„Deſto beſſer!" lautete die Antwort. „Denn nun bin ich der Ueberzeugung gewiß, daß der Herr mein Gebet erhört, der nicht will, daß dieſer Jungfrau Leid oder Schaden geſchehe."

„Aber wer ſeid Ihr? und von wem habt Ihr eine Botſchaft?" fragte Lieſe.

„Fragt mich nicht, von wem, Jungfrau, denn ich dürfte Euch keine Antwort ertheilen. Mein Name iſt Vater Bernardus — ich bin der arme Naturforſcher, dem Heydersdorff, mein ehemaliger Zögling, eine Stätte anbot, als ich, meiner Bekehrung zum Proteſtantismus halber, aus Oeſterreich vertrieben wurde."

Carmer und Lieſe blickten den Mann geſpannt

an. Sie hatten ſchon viel von dem verborgenen Aſtrologen gehört; nun ſtand er leibhaftig vor ihnen, und ſo ernſt, ſo würdig.

„Ihr habt mich wohl nur als Schwarzkünſtler nennen hören," ſagte der Alte gutmüthig lächelnd. „Meine ganze Kunſt beſteht aber darin, daß ich Naturforſcher bin und mich mit der Aſtronomie abgebe. Heydersdorff hält mich von dem Umgange mit den hieſigen Gelehrten ab, weil es ihm am Hofe ſchaden könnte, wenn man erführe, er habe einem vertriebenen Ketzer eine liebevolle Heimath geboten. Doch jetzt erlaubt, daß ich Euch eine Stätte zeige, die vielleicht — gar bald — dieſer lieben Jungfrau willkommen ſein dürfte, um ihre Ehre darin zu ſichern. Mir iſt jeder Schritt in dieſem Garten bekannt," ſetzte er hinzu, „denn nur in der Stille der Nacht iſt mir eine Erholung in freier Luft vergönnt. Wollet Ihr Euch von mir führen laſſen? Es iſt nicht weit von dieſer heiligen Stätte, wo ich die Jungfrau ſeit Wochen erwartete."

„Warum dringet Ihr darauf, uns eine Zufluchtsſtätte anzuweiſen?" fragte Carmer. „Seht Ihr voraus, daß wir deren nöthig haben werden?"

„Ja!" lautete die Antwort — „die Stunde iſt nicht mehr fern, wo Elend über dieſe Stadt kommen wird; vielleicht ehe dieſer Monat noch zu Ende

ist, hat Heidelberg aufgehört, zu sein. Bricht der Schreckenstag heran, Jungfrau, dann säumet nicht in der Stadt, sondern flüchtet hierher in Gottes Natur, und führet mit Euch, wer von den Jungfrauen und jungen Weibern Euch folgen will. Vergeßt die Warnung des alten Mannes nicht, er meint es redlich mit Euch und dieser Stadt."

„Geht voran, ich bitte Euch, Meister," sagte Carmer, der sich seltsam von dem ruhigen Ernste des Naturforschers imponirt und angezogen fühlte.

Alle begaben sich jetzt mit ihrem Führer auf die schöne Pomeranzen-Terrasse des Schlosses — bogen aber am Ende von derselben ab, und stiegen zwischen den dichten Kastanien- und Tannenbäumen eine kleine Strecke empor. Da bückte sich der Greis und bat Carmer, ihm zu helfen, das Gestrüpp emporzuhalten. Dieses geschah, und zu Aller Erstaunen gewahrten sie eine Oeffnung, deren Eingang gewölbt war, jedoch nicht hoch über der Erde sich erhob.

„In dieser Höhle, welche sehr geräumig und merkwürdig trocken ist, habe ich seit dem heiligen Weihnachtsfeste meine Handschriften und meine eigenen Manuscripte nebst werthvollen astronomischen Instrumenten geborgen," sagte der Greis. „Ich entdeckte sie, als ich einst eine Pflanze ausgraben

wollte, die meine Aufmerksamkeit erregte; es war eine schöne, mondhelle Nacht."

„Die Höhle muß in Verbindung mit dem ehemaligen alten Schlosse gestanden haben," sagte Carmer.

„Ihr werdet Recht haben, Meister, denn sie ist sehr lang und hat am äußersten Ende zwei niedrige Gänge, der eine senkt sich abwärts, bald steiler, bald ebener, und mündet schließlich im Thale, jenseits der Stadt. Der zweite Gang — den ich aber nicht untersucht, weil mir das Steigen beschwerlich — führt aufwärts in dem Felsen fort. Bis jetzt lebt Niemand in Heidelberg, der etwas von dieser Höhle kennt — ich setze, wie Ihr seht, das höchste Vertrauen in Euch, Carmer, daß Ihr mein Geheimniß nicht verrathen werdet. Hierher werde ich mich, falls das Schloß eingenommen wird, flüchten, bis ich sicher aus der Stadt mit meinem Schatze entfliehen kann. Desgleichen mag die Höhle Euch einst dienen, holde Jungfrau, um Euch vor der Gewaltthat der Soldateska, die nichts heilig erachtet, retten. Vergesset meine Warnung nicht — bei dem ersten Eindringen der Feinde flüchtet ins Schloß, so lange das Thor offen ist, und an das Grab Eures Großvaters. Im Gebüsche erwarte ich Euch und führe Euch auf einem versteckteren

Pfade, den ich ermittelt, hierher, so daß Ihr auf der Terrasse nicht bemerkt werden könnt. Die Männer müssen mit ihrem eigenen Leben die Vaterstadt vertheidigen, Euch Weibern bleibt nichts als eine schleunige Flucht. In der Höhle möget Ihr sicher verweilen, bis die Männer Euch aufsuchen oder bis Ihr selbst Euch hinauswagen könnt."

„Glaubt Ihr, daß die Franzosen die Stadt behaupten werden?" fragte Carmer. „Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Deutschen es gestatten, und nicht schleunig zu Hülfe herbeieilen. Ludwig von Baden hat es feierlich gelobt."

„Der Graf hat unweise gehandelt, daß er uns nicht bereits einen Succurs gesendet," sprach der Greis, während sie langsam zurück zum Schlosse gingen. „Damit hätte er Heidelberg und dieses schöne Denkmal der Kunst, dieses herrliche Schloß gerettet. O, wie schmerzt mich der Anblick dieser gesprengten Thürme, dieser zerstörten Theile des schönen Baues, die noch in ihrem zertrümmerten Zustande groß, malerisch und bewunderungswürdig sind!"

„Ihr hättet das Schloß sehen sollen in seiner unzerstörten Pracht," erwiderte Carmer wehmüthig. „Es war ein lebendiges Geschichtsbuch vieler ver-

gangener Jahrhunderte und hat in seinen Gemächern viele große Männer beherbergt. Welches wird seine Zukunft sein?"

„Sicherlich wird der Feind es nicht vollends zerstören," sprach Liese, „das verhüte der selige Geist meines Großvaters, dem das Herz bei der ersten Sprengung brach."

„Täuschet Euch nicht, Jungfrau — es steht in Gottes Buch geschrieben, daß Alles diesem zertrümmerten Riesenthurme gleichen müsse," sagte der Greis mit einem tiefen Seufzer.

„Ihr seid doch noch etwas Anderes als Naturforscher," sagte lächelnd Carmer, „da Ihr Euch anmaßt, in die Zukunft zu blicken?"

„Mein Freund, ich bin siebzig Jahre alt und habe die Menschen mit ihren Leidenschaften kennen gelernt. Man braucht weder ein Prophet noch ein Schwarzkünstler zu sein, um vorher verkündigen zu können, daß die Franzosen nicht zum zweiten Male dieses Schloß verlassen werden, so lange auch nur ein Raum darin verbleibt, in dem ein lebendes menschliches Wesen Obdach fände. Wenn wir uns wiedersehen, holde Jungfrau, ist meine Prophezeihung vielleicht bereits in Erfüllung gegangen. Doch fast hätte ich vergessen, daß bald Euer Ehrentag sein wird und daß ich ebenfalls

der Braut eine kleine Spende darreichen möchte, da mir nicht vergönnt ist, Zeuge eines Liebesbundes zu sein, dessen sich die Engel im Himmel freuen werden."

Dabei holte der Greis unter seinem Talar ein Buch hervor, dessen abgenutzter Einband sich wenig zu einem Brautgeschenke in unseren Tagen geeignet haben würde.

„Verachtet nicht die Gabe ihres unscheinbaren Gewandes halber," sagte der Greis — „sein Inhalt ist desto kostbarer. Es ist eins der ersten Exemplare des Evangelium Johannes, das in deutscher Sprache nach der Uebersetzung Luthers gedruckt wurde. Ihr seid zwar reformirte Christen, dennoch werdet Ihr das Buch nicht gering halten, wenn ich Euch sage, daß es zu dem Nachlasse des Friedens-Apostels Melanchthon gehörte."

„Ach, welch ein Schatz!" rief Liese hocherfreut aus und drückte dabei das Buch ehrfurchtsvoll an die Lippen. „Und dieses Kleinod wollet Ihr mir geben, Vater Bernardus? Ich bin eines solchen Kleinods nicht würdig."

„Ihr seid es, Jungfrau, und unter allen meinen Bekannten die einzige Person, der ich mit Freuden dieses Andenken vermache. Seht — hier

ſteht der Name des Eigenthümers nebſt einem Spruche: «Selig iſt, der nicht ſieht und dennoch glaubet,» von Melanchthon's eigener Hand, wie aus ſeinen Schriften erwieſen."

„Und die hübſche zarte Roſe darin! Sie iſt wohl ein Geſchenk von Eurer Hand?" fragte Lieſe, auf eine noch friſche Roſe deutend, die zwiſchen den vergilbten groben Blättern lag.

„So iſt es! Ich fand ſie dieſen Morgen bei meinem Erwachen aufgebrochen, denn ich liebe die Blumen und pflege deren oben in meinem einſamen Sanctuarium. Sie lächelte mich ſo keuſch und lieblich zwiſchen dem zarten Grün an, daß mir Euer Bild vergegenwärtigt ward und ich ſie brach, um ſie Euch zu ſenden, falls Ihr keinen Beſuch am Grabe machtet. Sie iſt die erſte Roſe in meinem kleinen Gewächshäuschen und iſt wohl die letzte, die im Schloſſe zu Heidelberg erblühen wird. Jetzt lebt wohl! Gott ſegne Euer liebes Haupt, Jungfrau! Denket daran, daß auch ein altes, vielgeprüftes, aber liebreiches Herz für Euch betet, wenn die Feſtglocken läuten. Vielleicht habe ich die Freude, den Brautzug von oben herab mittelſt meines Fernrohres zu erſpähen. Glück und Segen auch Eurem rechtſchaffenen Sohne, Carmer.

Er soll die kostbare Perle heilig halten, die Gott ihm in der Liebe dieser Jungfrau gespendet; sie ist mehr werth, als alles Gold und Edelgestein, das in Eurem Gewölbe liegt."

„Wir werden Eurer stets in Liebe gedenken," antwortete Carmer — „und Euren Namen von allen thörichten Verleumdungen reinigen. Wollet Ihr aber unsere Hochzeit mit Eurer Gegenwart beehren, so soll Euch ein Ehrensitz vorbehalten sein."

Der Greis dankte ablehnend, wiewohl sichtlich hocherfreut. Er verließ sie, noch ehe sie an das Schloßthor gelangten, denn wie er lächelnd sagte: „Ein Schwarzkünstler gehe nie den gewöhnlichen Menschengang" — so habe er auch für seine Aus- und Eingänge eine Bahn durch die Trümmer sich geschaffen, auf der er in den Otto Heinrichs-Bau und in sein Sanctuarium gelange, ohne von den Fremden bemerkt zu werden.

„Vergesset meine Warnung nicht, Jungfrau — sondern findet Euch am Grabe Eures Vaters ein, wenn die Stunde der Noth schlägt," waren seine letzten Worte, ehe er schied.

In ungewöhnlich ernster Stimmung legten die Wanderer den Weg zur Heimath zurück. Beide sprachen sich jedoch günstig über den alten Mann

aus, und Carmer ermahnte Lieſe, deſſen Warnung in dem Schrecken nicht zu vergeſſen.

„Uebrigens," ſetzte er hinzu — „zu Ende des Monats habe ich meine Geſchäfte geordnet, werden die letzten Kiſten mit Deiner Hochzeitskleidung, mein Lieschen, in Frankfurt ſein und wir dieſe begleiten. So, hoffe ich, werden wir der rettenden Hülfe des Naturforſchers oder ſeiner bergenden Höhle nicht bedürfen."

„Das denke ich auch," meinte Lieſe — „überdies ſcheint ja ausgemächt zu ſein, daß die Franzoſen zunächſt von Philippsville einen Angriff auf die alte Reichsſtadt Heilbronn machen werden. Um Heidelberg zugleich anzugreifen, werden weder Zeit noch Kräfte ausreichen. Unſere Armeen am Rheine dringen auch vor. Wenn ſie nur dem Marſchall von Luxemburg eine Schlacht liefern und über dieſen kecken Anführer einen glänzenden Sieg erfechten würden, dann, meint Johannes, könnte Alles für uns Deutſche eine günſtige Wendung nehmen; Ludwig müßte entweder Frieden ſchließen, oder doch ſeine Truppen aus den Rheinprovinzen zurückziehen."

„Ja, mit einem glänzenden Siege wäre uns freilich geholfen," erwiderte Carmer — „aber ich

bezweifle, daß der Marschall es zu einer regulären Schlacht kommen lassen wird. Seine Taktik zeigt, daß er eher ein Rencontre vermeidet und mehr darauf bedacht ist, Waldeck's Truppen durch unerwartete Attaquen zu ermüden und aufzureiben."

Johannes vernahm mit Verwunderung die Mittheilung seiner Braut und ihre beredte Beschreibung des würdigen alten Bernardus.

„Du machst mich verlangen, den Mann kennen zu lernen," antwortete Johannes, „denn ich bin überzeugt, seine Warnung hängt mit Martha's Aengstlichkeit zusammen, und daß Heydersdorff Grund hat, für Deine Sicherheit besorgt zu sein, meine liebe Liese."

„Für meine Sicherheit allein, Johannes?"

„Nun, für unser Aller Ruhe, mein Bräutchen, denn ich will Dir gestehen, was ich bisher verheimlichte, daß nämlich Heydersdorff am Neujahr mich bei Seite nahm und mir sagte, ich solle die Hochzeit beschleunigen, er habe unter dem Siegel der Verschwiegenheit vernommen, daß ein Plan geschmiedet worden, uns zu trennen, Liese nach Frankreich zu bringen, wo sie dort die Gemahlin des Neffen und Adoptivsohns des Brigadier-Chefs General Melac werden solle."

„Gütiger Gott! — ich ſollte eine Verwandte dieſes Scheuſals werden?“ ſtieß Lieſe erbleichend aus.

„Ich wußte nicht, daß der Commandant es ſo gut mit uns meinte,“ ſagte Vater Carmer.

„Ich auch nicht,“ erwiderte Johannes — „es ſcheint, daß er eine beſondere Theilnahme für Lieſe hegt, und daß er meiner Braut eine ritterliche Huldigung zollt. Der Commandant mag ſeine Fehler haben, wofür Gott allein ihn richte — wir haben nur Urſache, ihm dankbar zu ſein.“

„Gewiß haben wir das,“ erwiderte Lieſe, „denn Heydersdorff hat ſich ſtets nur auf das Ehrerbietigſte benommen, wo ich mit ihm zuſammentraf.“

„Es giebt wenige Mitglieder ſeines Ordens, die ſich eines ſo ſtreng moraliſchen Wandels rühmen dürfen,“ ſetzte Johannes hinzu. „Wie anders ſah es im Schloſſe unter dem Regimente der Franzoſen oder unſeres Prinzen Antonius aus, als jetzt! Heydersdorff iſt ehrgeizig — aber dieſe Leidenſchaft behütet ihn auch vor gemeinen Laſtern. Aber Du ſiehſt nun ein, liebe Lieſe, daß wir wohl thun werden, unter keiner Bedingung unſere eheliche Verbindung zu verzögern.“

„Nein, ſie ſoll ſtattfinden, auch wenn der Tod der alten Freundin Haffſtat die Vermählung Käthchens hinausſchiebt," erklärte Carmer entſchieden. „Ich komme gar nicht zur Ruhe, Kinder, ehe ich Euch als Mann und Weib ſegnen darf."

Zweites Capitel.

Die Doppelhochzeit und ernste Nachfeier.

Carmer und Martha erreichten ihren Zweck; denn ungeachtet die Mutter Balthasar's noch bettlägerig war, durfte nichts an den Vorbereitungen zur Vermählung abgeändert werden. Nur darin nahm man Rücksicht auf die todkranke Mutter, daß nicht, wie üblich, ein lustiger Polterabend stattfinden durfte, sondern nur eine stille Familien-Gesellschaft, zu der die nähern Bekannten eingeladen wurden. Den Wünschen Käthchens entsprach dieser ernste Vorabend der hochzeitlichen Feier keineswegs; sie hatte sich lange auf den Polterabend gefreut, der zu jenen Zeiten eine wichtigere Epoche für manches lebensheitere Brautpaar bildete, als die Hochzeit selbst; denn es ging dabei nicht nur munter, sondern oft sogar recht lärmend zu, und wurden

von Alt und Jung nicht eben die zarteſten Schwänke getrieben. Die ſchöne «Roſe» befand ſich daher nicht in der allerfröhlichſten Laune, was man aber zu ignoriren für gut fand. Lieſe dagegen erfreute Alle durch ihre liebliche, ſinnige Heiterkeit und die ernſte Stimmung, womit ſie unter den obwaltenden Verhältniſſen einen Ehebund abſchließen wollte.

Der Hochzeitsmorgen brach wolkenlos mit wonniger Schönheit an und fand auch unſere «Roſe» in einer beſſeren Stimmung, wie am vergangenen Abende. Der Ernſt des Schrittes, den ſie zu thun im Begriffe ſtand, der Gedanke an den heiligen Eid der Treue, den ſie vor Gottes Altar leiſten ſollte — hinfort nur dem Gatten ihre ganze Seele zu weihen und ihren häuslichen Pflichten, erfüllte das leicht bewegliche Herz der lebensfrohen Jungfrau doch mit einem geziemenden Ernſte, der nicht frei von Bangigkeit war. Als ſie im bräutlichen Coſtüm, den ſchönen Kranz auf den reichen blonden Haaren, an der Hand der entzückten Mutter vor den Spiegel geführt wurde, warf ſich Käthchen der guten Frau an die Bruſt und weinte in lebhafter Erregtheit.

„Liebe Mutter, ſtehe mir bei, daß ich dem Balthaſar ein gutes Weib ſein möge,“ bat ſie leiſe und herzlich.

„Habe nur den Willen, mein Kind — dann wirſt Du Deines Mannes Freude ſein," erwiderte die gute Gertrude.

Jetzt läuteten die Glocken; der Bräutigam erſchien, von ſeinen Führern begleitet, und der Zug trat den Weg zur Kirche an, wo bereits Lieſe mit ihren Brautjungfern die Freundin vor der Kirche erwartete. Sobald man den Zug gewahrte, ging Lieſe auf denſelben zu, reichte der Freundin die Hand und Beide betraten zugleich die Kirche.

Es war eine der glänzendſten Hochzeitsfeier, deren man ſich in bürgerlichen Kreiſen erinnerte, je erlebt zu haben. Nicht nur hatten ſich alle Bürger und Bürgerinnen dazu eingefunden, die ihr Haus verlaſſen konnten, ſondern auch von der Beamten- und Studentenwelt hatten ſich Viele eingeſtellt; vor allen Dingen war es aber die Gegenwart Heydersdorff's mit vielen Offizieren, welche der Hochzeit einen ungewöhnlichen Glanz verlieh und zur Ehre der beiden ſchönen Bräute noch mehr beitrug.

Nach der Hochzeitsrede, welche der evangeliſche Dekan hielt, trat Pfarrer Achenbach vor den Altar, worauf Heydersdorff und der Veteran von Dörpp die beiden Bräute ihren Verlobten zur Trauung zuführten. Achenbach war, wie wir wiſſen, eine ſehr populäre Perſönlichkeit, und es konnte nicht

fehlen, daß seine kurze, aber ernst feierliche Ansprache an das Brautpaar die Anwesenden sichtlich ergriff.

Nach beendigter Trauung schloß Carmer seine Liese mit väterlicher Liebe zuerst in seine Arme.

„Jetzt bist Du in Wahrheit meine Tochter, meine geliebte Tochter," sprach der würdige Mann — „Gottes Segen ruhe auf Dir und auf diesem Bunde."

Nachdem die nächsten Freunde die Brautpaare beglückwünscht, ging es in die Sakristei, wo der Trauungsakt unterzeichnet wurde; darauf verließ man im Zuge wieder die Kirche, diesmal aber unter dem fröhlichsten Glockengeläute und den Freuden- und Ehrenschüssen, welche die junge Männerwelt den schönen Bräuten zu Ehren abfeuerten. Durch zwei lange Reihen der freundlich grüßenden, fröhlich zujauchzenden Bürger und Bürgerinnen ging es nach dem Gasthause zum Ritter. Hier empfing sie der vor Freude strahlende Gastwirth mit allen Knechten und Mägden, die dem Brautpaare Blumen bis in den Saal streuten, wo eine prachtvoll geschmückte, reich besetzte Ehrentafel bereit stand.

Dem Commandanten, welcher dem Hochzeitsmahle beiwohnte, wurde der Ehrensitz zwischen

den beiden Bräuten angewiesen, und der stattliche, stolze Ritter benahm sich bei dieser Gelegenheit so freundlich und zugänglich, ohne den leisesten Anflug von Uebermuth oder geringschätziger Herablassung, daß bald alle Gêne schwand und eine ungemein heitere, ungezwungene Stimmung unter den Gästen herrschte. Man hatte den Commandanten niemals so liebenswürdig gesehen, noch von seinem ernsten Munde ähnliche geistvolle Scherze vernommen.

Käthchen unterdrückte ihre Bewunderung nicht, sie lieh ihrem Gefühle Worte mit gewohnter Freimüthigkeit.

„Wie schade, Herr General, daß wir nicht die Freude erleben dürfen, auch Euch als Bräutigam beglückwünschen zu können," sprach sie einmal in Erwiderung eines feinen Complimentes von seiner Seite.

„Ich habe ja bereits eine Braut, die mir niemals untreu wird," lautete die Antwort, indem der Ritter die Hand auf das Kreuz an seiner Brust legte.

„Ah — diese Ehre ist eine kalte Braut," rief hier Balthasar fröhlich aus — „da ist mir ein Kuß von den schönen Lippen meiner rosigen Käthe doch tausendmal lieber."

„Ihr seid jünger als ich, Herr Hafſtat — und habt ſchwerlich die bitteren Erfahrungen im Leben gemacht, die mich bewogen, auf die Liebe Verzicht zu leiſten und mit dem Kreuze die zarteren Wünſche des Herzens zu erſticken. Es gab eine Zeit, wo ich hoffte, daß mein Leben ſich freundlicher geſtalten werde — aber es iſt wohl beſſer ſo — einem Krieger mag das Herz oft ſchwer ſein, weiß er, daß daheim ein liebendes Weib ſich nach ihm ſehnt — aber wir wollen heute keine ſo ernſten Reden führen, meine Freunde! Laßt uns vielmehr fröhlich ſein und dazu die Geſundheit unſerer beiden ſchönen Bräute trinken!“

Die Gläſer wurden gefüllt und wieder geleert unter Scherzen und Späßen. Nicht nur aber hielten die Reichen heute Feſttag — nach dem Wunſche Carmer's und Lieſens waren in den Nebenräumen auch Tafeln für alle Gäſte gedeckt, welche ſich einfinden mochten. Den Kranken und Alten nahmen die Weiber von dem Feſteſſen mit heim, auch von dem Kuchen für die Kinder.

Nachdem das Mahl zu Ende, ſollten die Tiſche hinweggeräumt und Platz zu einem vergnüglichen Tanze gemacht werden, denn dieſer gehörte noch zu einer Hochzeit nach alter Sitte. Die Muſikanten, höchlich zufrieden über die reiche Fülle von

Münzen, die sie bei dem Umsammeln auf ihre Teller fallen sahen — nahmen vergnügt ihre Sitze ein und stimmten eine fröhliche Tanzmelodie an. Da Heydersdorff seines ritterlichen Ordenskreuzes wegen nicht Theil am Tanze nahm, forderten zwei Offiziere die Bräute zu den ersten Ehrentänzen auf. Die junge Welt war so ganz von ihrem Vergnügen in Anspruch genommen, daß sie den Offizier nicht gewahrten, welcher in den Saal eintrat und sich bis zum oberen Ende Platz bahnte, wo Heydersdorff, neben Carmer und dem alten Dörpp, sich mit diesen unterhielt.

„Was giebt's?" fragte der Commandant hastig, dem jungen Offizier einige Schritte entgegen gehend.

„Ich bringe ernste Nachrichten, mein General, die meine Störung entschuldigen müssen. Soeben ist ein reitender Landmann keuchend und halb todt vor Erschöpfung im Schlosse angekommen und bringt die Nachricht, daß Marschall de Lorges schon am achtzehnten den Rhein bei Philippsburg überschritten und allem Anscheine nach beabsichtigt, gegen Heidelberg mit einer Armee von 50,000 Mann zu rücken."

„Na! also einen Angriff auf Heilbronn hat der Feind nicht gewagt?"

„Scheint nicht — man wollte wohl nur mit

dieſem Gerüchte den Landgrafen abhalten, Heidelberg verſtärken zu laſſen" — lautete die Antwort.

„Da iſt kein Augenblick zu verlieren," rief der alte Dörpp — „die Bürger müſſen zur Vertheidigung der Thore ſich muſtern."

„Ich fürchte, wir müſſen dieſes heitere Feſt unterbrechen," ſprach Heydersdorff zögernd zu den älteren Männern.

„Sofort!" erklärte Carmer, ſchritt auf die Tanzenden zu und gebot Stille.

„Kinder — es iſt aus mit dem Tanzen für heute!" rief der Goldſchmied, ſobald die Muſikanten beſtürzt inne hielten. „Soeben kommt die Kunde, daß eine franzöſiſche Armee auf Heidelberg zu marſchirt. Bürger! die Vaterſtadt ruft zu den Waffen! Ein jeder Mann hat Weib und Kinder, Haus und Hof zu vertheidigen! Noch heute müſſen die Wachen an den Thoren nach den Ordres der Generäle bezogen werden, damit uns der Feind nicht unvorbereitet überraſcht."

Auf dieſe Ankündigung trat augenblicklich eine unheimliche Stille ein; alle Geſichter waren bleich geworden. Aber die peinliche Spannung währte nur kurz — dann ertönte es von den Lippen aller Tänzer:

„Zu den Waffen! Für unsere Vaterstadt und unsere Lieben!“

„Alle streitbaren Kräfte sollen auf dem Markte mustern und dort Ordres erhalten,“ rief Heydersdorff. Dann wandte er sich zu der erschrockenen Liese, die sich auf Johannes'Arm stützte:

„Es schmerzt mich, daß Euer Ehrentag in solch unerwarteter Weise ein Ende nehmen muß, holde Frau — aber so Gott will, gelingt es uns, die Feinde draußen zu behalten, bis von dem Hauptquartiere uns Succurs zukommt. Machet Eurem Manne das Herz nicht schwer durch Eure Verzagtheit, sondern stärket ihn vielmehr zum ernsten Kampfe durch Eure eigene würdige Fassung. Vor Allem bitte ich aber, nicht die Warnung des alten Bernardus zu vergessen, sondern Euch dessen zu erinnern, sobald unsere Sache eine ungünstige Wendung zu nehmen droht. Lebt wohl, meine schönen Bräute, auf ein fröhliches Wiedersehen.“

„So wollen wir hoffen, Herr General,“ erwiderte Liese. „Ich bitte Euch, wollet Eurem ehrwürdigen Freunde von mir zu wissen thun, daß ich seiner väterlichen Güte eingedenk bleiben und seinen Rath befolgen werde.“

„Ich werde den Auftrag ausrichten,“ erwiderte Heydersdorff, — dann verließ er, Alle freundlich

grüßend, den Saal und das Gasthaus. Die Brautleute nahmen ebenfalls Abschied von dem bestürzten Gastwirthe und ließen sich heim begleiten, nur von ihren Brautjungfern gefolgt. Die Brautführer hatten sich sogleich hinausgedrängt, um sich an den Sammelplatz nach ihrer Bewaffnung zu begeben.

„Ach, welch' traurige Hochzeit!" rief Käthchen in Thränen ausbrechend, als sie das Wohnzimmer Haffstat's, ihre künftige Heimath, betrat. „Wenn das nur kein trauriges Omen ist!"

Balthasar tröstete die Weinende, so gut er es vermochte, denn auch ihm lag es schwer auf dem Herzen, daß er fast von dem Altare hinweg in den Kampf sollte. Aber es mußte sein — und ein Mann besitzt die Kraft, schneller seine eigenen Wünsche der eisernen Nothwendigkeit unterzuordnen, als das schwächere Weib. Nachdem er die Braut an das Bett der Mutter geführt und deren Segen empfangen hatte, umarmte er sein Käthchen und sagte mit liebreichem Ernste: „Muthig jetzt, liebes Weibchen! Hilf mich waffnen, wie einst die schönen Damen ihre ergebenen Ritter. Dein Ritter soll Dir keine Unehre machen, dessen versichere ich Dich — wenn ich Gelegenheit bekomme, meinen Muth zu beweisen. Der Gedanke wird meinem Arme doppelte Kraft verleihen, daß ich jetzt für mein

ſchönes Weib — nicht nur für mein eigenes Leben ſtreite.“

Käthchen lächelte ihm durch ihre Thränen zu. Sie empfand in dieſer Stunde wohl zum erſten Male, wie wohl es dem lieben Weibe iſt, wenn ſie ſich auf den ſtärkeren Mann ſtützen darf.

Zur beſtimmten Zeit verließ Balthaſar das väterliche Haus und traf auf dem Markte mit Johannes zuſammen. Beide junge Männer drückten ſich mit Innigkeit die Hände.

„Was macht Lieſe?“ fragte Balthaſar.

„Gefaßt — wie ich von ihr erwartete,“ lautete die Antwort. „Wollte Gott, Käthchen hätte zugegeben, daß wir früher Hochzeit hielten, Balthaſar.“

„Keine Vorwürfe, lieber Freund — Käthchen wird es ſelbſt bereuen. Aber ein Troſt iſt es für uns doch, daß wir endlich verbunden ſind für Zeit und Ewigkeit.“

„Ich fühle mich wunderbar gehoben durch den Gedanken, daß ich jetzt für mein Käthchen kämpfen werde.“

„Geht mir ebenſo,“ — antwortete Johannes. „Wir wollen ſehen, daß wir an den gleichen Wachtpoſten kommen, wenn's Dir lieb iſt.“

„Freilich, wie magſt Du noch fragen, Johannes? — Dort ſehe ich Alvendel kommen mit dem Adjutanten Heydersdorff's — da geht's jetzt an's Auf-

ſtellen! Laß uns zu ihnen gehen und unſer Geſuch anbringen.“

„So, habt Euch wahrlich eingeſtellt!“ rief Alvendel den beiden Freunden freundlich entgegen. „Na, das heiße ich als echte Patrioten handeln, wenn man daheim ſich von der eben angetrauten Frau losreißt, um in den Kampf zu ziehen! Glück auf, Ihr braven Leutchen! ſoll Euch Segen bringen, ſage ich.“

„Wir möchten, ſo es möglich iſt, gerne zuſammen bleiben, Herr Oberſt, und entweder miteinander ſiegen oder ſterben,“ ſagte Balthaſar.

„Na, das ſollt Ihr auch — und noch dazu einen Ehrenpoſten bekleiden, Kinder. Fürchtet Euch wohl nicht, wenn ich ſage, daß es auch einer der gefährlichſten Poſten ſein dürfte?“

„Nun; wir fürchten uns vor nichts, als daß die Franzoſen in die Stadt dringen und unſere jungen Weiber entweder rauben oder entehren.“

„Brav ſo, denkt nur an die daheim, dann kommt kein Franzoſe in dieſe Stadt,“ ſagte der alte Kriegsmann. „Jetzt ſammelt Euch in Reih' und Glied, damit man abzählen und die Poſten ernennen kann!“

Während Alvendel mit dem Adjutanten und zwei anderen Offizieren dieſes Geſchäft betrieb,

hielt Heydersdorff im Schlosse einen kleinen Kriegsrath, in dem beschlossen ward, sofort einen reitenden Boten nach Heilbronn zu senden, der dringend um Verstärkung anhalten sollte. Ebenfalls sandte man einen zuverlässigen Mann als Kundschafter ab, um genauer die Streitkräfte der Feinde und deren Bewegungen auszukundschaften.

Nicht alle Bürger bewiesen aber den gleichen Muth, oder den gleichen Entschluß der jungen Ehemänner, für ihre Vaterstadt das Leben im Kampfe zu wagen. Viele Familienväter, von ihren Frauen und Kindern gedrängt, strömten auf's Schloß und suchten sich mit großen pecuniären Opfern einen Paß zu verschaffen. Wer aber nicht bezahlen oder die Schloßbeamten bestechen konnte, mußte zurückbleiben. Massenweise zogen noch gegen Abend die wohlhabenden Bürger aus der Stadt weg. Cruget wollte dem Auszuge entrüstet sich widersetzen, aber der General bestand darauf, daß man die Leute ziehen lasse.

„Es ist besser, wenige kühne Männer in der Stadt zu haben, als viele zaghafte, die Andere entmuthigen und unsere Vorräthe schneller verzehren helfen," sagte er. „Wer jetzt bei uns zurückbleibt, wird weniger um Hab und Gut als

um das Leben kämpfen, was uns Allen am liebſten iſt.“

Zu ihrer nicht geringen Freude, erhielten Johannes und Balthaſar, ohne daß ſie darum eingekommen waren, die Erlaubniß, ſich von ihren angewieſenen Poſten bis zum folgenden Morgen abſentiren zu dürfen. Unerwartet ſtellten ſich der Wirth zum Ritter und Peter bei den Freunden ein, und erboten ſich, deren Stelle einzunehmen, damit ſie noch einige Stunden bei ihren jungen Frauen traulich den Hochzeitstag beſchließen könnten. Da noch keine augenblickliche Gefahr vorhanden, nahmen Beide das Anerbieten ihrer Stellvertreter mit Freuden an, verſprachen dagegen, ſich am frühen Morgen wieder einzufinden.

Drittes Capitel.

Der Feind bietet eine Capitulation an, die abgewiesen wird.

Am folgenden Morgen, als die Sonne bereits helle Strahlen durch die kleinen Fensterscheiben sandte, klopfte es laut an der Thür der Brautkammer, und von draußen vernahm das junge Ehepaar die Stimme Vater Haffstat's, die laut durch das Schlüsselloch rief: „Heraus aus den Federn, Balthasar — giebt Nachrichten vom Feinde! Mußt auf Deinen Posten, Junge!"

Der junge Ehemann entwand sich erschrocken den Armen seiner schönen Gattin, in deren Umschlingung er einen kurzen Traum ehelichen Glücks sich hatte träumen lassen, und warf sich, so rasch es ging, in die Kleider. Dann küßte er noch einmal seine hoch erröthende Rose und eilte hinaus.

Zu seiner Bestürzung sah er, daß es bereits

7 Uhr war, und die alte Magd den Morgenimbiß, beſtehend aus einer Weinſuppe, auf den Tiſch geſtellt hatte.

„Iß nur herzhaft, denn Du wirſt vielleicht heute nicht wieder heimkommen dürfen,“ mahnte der Vater. „Vor einer Viertelſtunde ſprach Belier bei mir ein und meldete, daß der Kundſchafter zurückgekehrt ſei, weil er bereits de Larges' Armee hinter Roth getroffen. Er will behaupten, es ſeien an 20,000 Mann, mit de Larges ſelbſt.“

„Ich dachte, es ſeien 50,000,“ ſagte Balthaſar.

„Freilich, das iſt eben die Sache — man weiß nicht, wohin die Uebrigen geſandt worden ſind,“ antwortete Haffſtat. „Melac mit ſeinen Dragonern ſcheint einen feinen Kriegsplan und eine aparte Marſchroute eingeſchlagen zu haben, vermuthlich, um die Stadt von mehreren Seiten zu gleicher Zeit angreifen zu können. Noch ſteht zwar der Neckar zwiſchen uns, und wenn wir vollends die Brücke abbrechen laſſen, dann ſind wir auf einige Zeit vor einer Attaque geſichert.“

„Wann ſoll die Brücke abgebrochen werden?“

„Das wußte man noch nicht ſo genau; man vermuthet aber, daß es heute ſchon geſchehen ſoll. Falls wir nur von der Neckarſeite angegriffen werden, können unſere Geſchütze dem Feinde großen

Schaden zufügen. Horch! der Thürmer bläst! Ist wohl ein Warnungs-Signal, daß die feindliche Armee in Sicht ist."

Vater und Sohn eilten auf die Straße hinaus. Hier fanden sie bereits eine beträchtliche Anzahl von Leuten, die theilweise nur halb gekleidet erschienen, um Nachricht zu erhalten.

Da kam Oberst Schönbeck vorbeigeritten. Mehrere Bürger umringten ihn, ängstlich ihn mit Fragen bestürmend.

„Ruhig, lieben Leute, es ist noch nicht so schlimm, obgleich die französische Armee sichtbar ist. Vor der Hand scheint es sich aber um eine Capitulation zu handeln, wenigstens sahen wir, wie ein Offizier mit einer weißen Fahne von der Neckarbrücke-Garnison auf die Brücke gelassen wurde. Haltet mich jetzt nicht auf — ich muß zum Commandanten. Ihr werdet bald Näheres erfahren."

Die Umstehenden traten zurück, worauf der Oberst im raschen Trabe nach dem Schlosse ritt.

Die Erwartungen der Bürgerinnen aber, den französischen Parlamentär zu sehen, wurden getäuscht, denn Heydersdorff sandte sofort Befehl, daß derselbe die Stadt nicht betreten, sondern unter Bewachung eine Antwort auf seine Depeschen in dem Neckarthurme abwarten solle.

„Eine Capitulation darf der Commandant nicht annehmen," erklärten die Bürger. „Wir haben noch nicht vergeſſen, wie die falſchen, heimtückiſchen Franzoſen es mit dem erſten Accorde hielten. Nein, freiwillig laſſen wir Keinen mehr die Stadt betreten. Laßt uns auf's Schloß und unſern Willen kund thun.

Eines energiſchen Proteſtes von Seiten der Stadt hätte es aber nicht bedurft, denn nicht nur der Graf Degenfeld, ſondern ſämmtliche Offiziere ſtimmten dafür, daß man die Aufforderung zur Capitulation auf das Entſchiedenſte zurückweiſe. Heydersdorff, ſo ſehr er ſich bemühte, die Gefahren einer Zurückweiſung für die Stadt in das grellſte Licht zu ſetzen und die Schrecken eines Bombardements darzuſtellen, mußte ſchließlich der Majorität des Kriegsrathes ſich fügen und den Parlamentär mit der Weiſung zurückſenden: „Stadt und Schloß ſeien entſchloſſen, ſich bis auf den letzten Mann zu wehren."

„Das lautet wenig ermuthigend," ſagte der Oberbefehlshaber zum General Chamilly — „ich dachte, Heydersdorff werde eine Capitulation annehmen."

„Wahrſcheinlich verhinderten ihn die Beamten daran," bemerkte Chamilly, „aber wir dürfen um

dieſes Refus willen nicht an ſeiner Hülfe zweifeln; der Mann muß vorſichtig operiren, damit er ſich nicht offenkundig compromittire. Den Schein wird er haben wollen, als läge ihm die Stadt gar ſehr am Herzen; Alles wird ſich ändern, ſobald unſer Plan gelungen und Melac Beſitz von den Höhen genommen hat, von wo aus ſeine Leute die Stadt mit Granaten beſchießen können. So viel ich weiß, ſind Bürgerwachen an den Thoren aufgeſtellt — dieſe halten nicht Stand gegen unſere regulären Truppen."

Einige Stunden ſpäter brachte ein Soldat die Nachricht, daß die Heidelberger bereits an der Abtragung der Schiffsbrücke bei Krahnen arbeiteten.

„Deſto beſſer," erwiderte Chamilly — „ſo verſperren ſie ſelbſt einem Succurs von Heilbronn den Uebergang. Wir werfen dagegen eine kupferne Communicationsbrücke bei der Burkheimer Mühle über den Fluß."

„Dieſes Vorhaben werden die von der Stadt zu verhindern ſuchen," warf einer der Offiziere ein.

„Dieſe Furcht darf uns nicht abhalten, Capitän, denn ich weiß, daß die Geſchütze der Feinde nicht ſo weit tragen und wir unbehelligt das Werk befördern können."

„Chamilly hatte Recht — die Heidelberger Be-

ſatzung erhielt zwar den Befehl, auf die Feinde zu ſchießen — ſahen aber zu ihrem Verdruſſe, daß ſie keine Störung verurſachten.

„Unſere Geſchütze helfen nichts, wir können das Schießen einſtellen," ſagte Peter, welcher an der Abtragung der Brücke tüchtig half. „Wir ſollten zwei von Euren Kanonen haben, Herr Obriſt," die würden den Feinden das Brückenſchlagen ſchon verleiden. Sieht meiner Treu faſt aus, als habe der Commandant Sorge, daß wir die Kerle niederſchießen möchten, da er beſſere Geſchütze verboten hat."

„Still doch! Was erfrechſt Du Dich, ſolche Worte zu reden, Burſche," ſagte Dörpp ärgerlich. „Gut, daß der Commandant Dich nicht gehört hat."

„Nun — ich meinte nur —"

„Haſt nichts hier zu meinen — ſondern zu gehorchen, wie wir Alle es thun müſſen, gehe es wie es wolle," unterbrach ihn der Veteran, ſich unmuthig abwendend.

Nachdem Letzterer einige Straßen paſſirt, begegnete er dem Cruget.

„Gott zum Gruße, Herr Oberſt! Wie ſieht's am Neckar aus?"

„Die Brücke wird rüſtig zur Hälfte abgetragen — währenddeſſen amüſiren ſich die Franzoſen,

eine andere an der Burkheimer Mühle zu errichten."

„Nun, das werden unsere Kanonen verhüten; ich wüßte nicht, wozu das anhaltende Feuer dienen sollte!"

„Die Kanonen treffen Keinen — die Distanz ist zu groß," bemerkte Dörpp. „Weiß der Himmel, ob es Unerfahrenheit bei dem Commandanten ist, oder —"

„Verrath!" ergänzte Cruget zornig.

„Wir wollen nicht gleich das Schlimmste befürchten, Freund Cruget," sagte Dörpp — „kann sein, wir thun ihm Unrecht — muß weiter gehen! Gehabt Euch wohl derweil!"

Cruget schüttelte den Kopf.

„Wenn's nur gut ausfällt bei uns," dachte der gute Mann — „mir fehlt alles Vertrauen zu der Oberleitung! Will mich ein wenig nach den einzelnen Posten umsehen und kein Blatt vor den Mund nehmen, wenn ich Etwas finde, was mir nicht gefällt, dazu bin ich Bürgermeister und ebenso verantwortlich für die Wohlfahrt der Stadt, wie der kaiserliche Commandant."

Der würdige Beamte fand aber glücklicher Weise wenig an den Anordnungen zu tadeln; scheinbar waren die Truppen, wie die Offiziere, von dem

beſten Geiſte beſeelt. Auf der Sternſchanze ſtand eine Beſatzung von 350 tüchtigen Leuten, unter dem Commando der Hauptleute von Cronſtrom und Heidbrecht. Das Obercommando bekleidete Obriſtlieutenant von Blitzencron, ein anerkannt kluger und tapferer Kriegsmann.

Am Klingenthor hatte der Freiherr von Flemming den Oberbefehl; auch hier war die Vertheidigungsmannſchaft völlig genügend; desgleichen war das Speyrerthor wohlbeſetzt unter Wartenberg und Banner. Das Obercommando hatte hier Obriſt Schönbeck.

Nachdem der Bürgermeiſter ein wenig mit den ſämmtlichen Offizieren geplaudert, begab er ſich an's Kettenthor, wo unſere beiden Freunde Balthaſar und Johannes Wache hielten. An dieſem Punkte, ſowie an dem oberen und Neckarthore bildeten die ſtreitbaren Bürger ausſchließlich die Beſatzung unter dem Befehle des alten Dörpp, Alvendel und einiger erfahrener Bürger, welche früher im Kriege gedient und ſich durch Tapferkeit ausgezeichnet hatten. Cruget äußerte gegen die Herren ſein Erſtaunen, daß hier die Beſatzung viel zahlreicher ſei, als an den anderen Thoren, da dieſer Punkt wohl am letzten angegriffen werden würde und es nicht möglich ſei, daß die Feinde

von den Bergen herab eine Approche unternehmen würden. Darüber erhielt er aber keine befriedigende Auskunft; die Anordnung war nach dem ausdrücklichen Befehle Heydersdorff's getroffen worden, weil er entweder durch diese Besatzung das Schloß mehr sichern wolle, oder es doch nicht für unmöglich erachte, daß die Feinde die Höhen hinter demselben zu besetzen suchen werden.

„Dieser letztere Plan will mir doch sehr abenteuerlich erscheinen," sagte Cruget. „Keine Armee könnte eine solche Stellung einnehmen, ohne von den Landleuten im Gebirge gesehen zu werden, und sicherlich hätten diese uns bereits benachrichtigt."

„Wir müssen auf Alles bedacht und gefaßt sein," erwiderte Alvendel, „denn wir haben es mit einem schlauen und kecken Feinde zu thun. Ich bin ganz mit dem Commandanten einverstanden, daß die Franzosen uns von irgend einer Seite her eine sehr unangenehme Ueberraschung bereiten werden, denn ohne Ziel und Zweck ist die Armee nicht in zwei Abtheilungen getrennt worden, was aber der Fall ist. Melac ist mit seinen Dragonern auf eine aparte Excursion gesandt worden, so viel haben unsere Kundschafter erfahren — und daß diese Trennung von der Hauptarmee mit der Belage-

rung der Stadt zuſammenhängt, unterliegt keinem Zweifel. Graf Degenfeld hält es durchaus nicht für unwahrſcheinlich, daß Melac mit einem wegskundigen Führer durch das Gebirge ſchleiche, um plötzlich die Höhen dort einzunehmen. Aehnliches geſchah ja in früheren Kriegen."

„Ich war der Anſicht," ſagte hier Hauptmann Dörpp, „daß wir die Höhe oberhalb des Schloſſes ſofort beſetzten, oder zum wenigſten dort einen Vorpoſten ausſtellten, der uns benachrichtigte, wenn Gefahr von dort droht, oder die Feinde abhielte, feſte Poſition einzunehmen."

„Der Gedanke leuchtet mir ſehr ein," erwiderte Cruget — „warum iſt es nicht geſchehen?"

Die Offiziere blickten ſich verlegen unter einander an.

„Freund Cruget, Ihr fragt uns mehr, als wir Euch beantworten können," ſagte Alvendel lächelnd. „Wir wiſſen nur, daß der Commandant es für unnöthig erachtete, und darum ſteht weder Vorpoſten noch Wache auf den Höhen."

„Beim Himmel, ich wäre im Stande, ſelbſt die Muskete zu ſchultern und auf mein eigenes Riſico, ſo lieb mir mein Leben iſt, dort Wache zu ſtehen. Wäre ja eine verfluchte Affaire, meine Herren Offiziere, wenn wir von den Bergen beſchoſſen würden,

ohne daß wir unsererseits den Feind attaquiren könnten. Ließe sich Heydersdorff nicht noch bereden, ein paar Kanonen oder eine Abtheilung guter Schützen hinaufbringen zu lassen?"

„Bezweifle, daß er es thut — hat seinen eigenen Kopf, wie Ihr wißt."

„Gar keinen Kopf hat er mehr, sage ich," rief entrüstet Cruget aus. „Aber Ihr habt mir wahrlich angst und bange gemacht, meine Herren. Ich sage — es kann mir Niemand verwehren, wenn ich als beeidigter Bürgermeister dieser Stadt einen Kundschafter auf eigene Faust aussende, damit wir diesem Bluthunde, dem Melac, mit seinen Dämonen nachspüren."

„Das kann Euch allerdings Keiner verwehren," sagte Alvendel erfreut; „höchstens erwarten Euch unliebsame Worte des Commandanten."

„Die laufen an mir ab wie Regentropfen," erwiderte Cruget. „Meine Vaterstadt ist mir mehr werth, als Kaiser oder Commandant."

„Aber bedenkt, Cruget, es ist ja nur eine Vermuthung, die ich ausgesprochen — nur ein Gedanke, der in dem Degenfeld auftauchte —"

„Ei was, der Graf ist ein verständiger Mann, und obgleich er das leibliche Augenlicht entbehren muß, sieht er desto heller mit dem geistigen Auge.

Ich ſage Euch nur, der redet nichts ohne Sinn und Bedeutung. Er mißtraut dem Commandanten gerade ſo gut, wie wir Alle es thun, und wenn er nicht buchſtäblich an uns zum Verräther werden will, ſo fehlt es ihm doch an Erfahrung zu ſolch einem wichtigen Amte. Warum nimmt er nicht Eure Kanonen an, Dörpp, die weiter tragen, als unſere altväteriſchen Brummer? Warum läßt man es in aller Gemüthsruhe geſchehen, daß die Franzoſen eine Brücke über den Neckar ſchlagen, da wir es doch noch verhindern können? Na, wenn ein Commandant ſolche Bêtiſen macht, meine Herren — dann darf ein Bürgermeiſter auch eine Dummheit begehen und einen Kundſchafter ausſenden, wo es vielleicht nichts auszukundſchaften giebt. Will mich gerne darob auslachen laſſen, wenn's umſonſt geweſen."

„Kennt Ihr einen zuverläſſigen Mann zu einem ſolchen Auftrage?" fragte Dörpp.

„Zum —! Werd' ſchon Jemand auffinden dazu — und —"

In dieſem Augenblicke erſchien Peter in der Wachtſtube; er brachte eine große verdeckte Schüſſel mit einem Korbe, in dem Weinkrüge ſteckten.

„Gott zum Gruß, Ihr Herren! Mein Herr, der Wirth, ſendet Euch ein Stück Wildbraten und

zwei Krüge guten Weins, damit Euch die Wache nicht zu sehr anstrenge. «Seid ja von den Unsrigen,» sagt der Wirth, und weil er im Hause bleiben muß, so will er wenigstens seine Freunde versorgen."

„Das ist brav gedacht vom Wirthe. Melde ihm unsern besten Dank," sagte der alte Dörpp vergnügt. „Kommst eben recht, Bursche, der Magen brummt gewaltig, schon seit einer Stunde."

„Mir erscheinst Du auch eben recht," sagte Cruget lebhaft. „Meine Herren, voilà mon homme, wenn Ihr mich von dem Wachtdienst so lange freisprechen möget. Ich stehe Euch dafür, er bleibt nicht länger von der Stadt und seinem schmucken Gretchen entfernt, als absolut nothwendig ist. Der Peter wäre ganz der Mann für den Auftrag, kann als Jäger im Walde herumstreifen, spricht Französisch, so daß er im Nothfalle sich als einer der Spione ausgeben könnte, wenn er abgefangen würde."

„Freilich," sagte Alvendel — „kommt nur darauf an, ob der Wirth ihn entbehren kann und ob Peter selbst sich zu dem gefährlichen Posten verstehen mag."

„Gefahr fürchte ich nicht," erwiderte Peter lächelnd — „selbst dann nicht, wenn ich heute vor

dem Melac stände, denn ich bin ja genug in meines ehemaligen Herrn Schliche eingeweiht gewesen, um, ohne Verdacht zu erregen, für einen Freund de la grande nation passiren zu können. Der Wirth läßt mich schon eine Weile fort, wenn ich der Stadt nützen kann."

„Gut, so sei es," erklärten Dörpp und Alvendel — „aber unter einer Bedingung: daß die Sache unter uns bleibe, Peter. Nicht einmal gegen Dein Gretchen darfst Du ein Wörtchen erwähnen — denn sie hat Verwandte, namentlich einen lockeren Bruder, dem ich nicht weiter traue, als ich ihn unter den Augen behalte."

„Dein Gang soll Dir reichlich belohnt werden," setzte Cruget hinzu — „sowohl aus meiner wie aus der Stadtkasse, ob Du den Feind auswitterst oder nicht. Wenn er nirgends im Gebirge sichtbar ist, so belohne ich Dich noch reichlicher, Peter — denn meine Herzensruhe ist mir lieber als ein paar Silbermünzen."

Die Offiziere lachten, schüttelten dem Bürgermeister herzlich die Hand, und dieser ging eilends mit Peter fort. Der Letztere sollte mit dem Wirthe reden, alsdann sich in das Rathhaus begeben, um von Cruget seine Instructionen zu erhalten.

Zur großen Befriedigung Cruget's ertheilte der

Wirth zum Ritter seinem Diener gerne Urlaub, und Peter stellte sich einige Stunden später, als Jägerbursche costümirt, die Flinte über der Schulter, die lederne Wildtasche an der Seite, dem Bürgermeister zu Gebote.

Niemand wunderte sich, als er heiteren Angesichts am Thore erschien, noch weigerte man ihm den Ausgang, denn den meisten Offizieren war der lustige Schenke im Ritter wohlbekannt. Keiner dachte anders, als daß er auszog, um wie gewöhnlich ein Stück Wild für die Küche seines Herrn zu erlegen, wozu derselbe die allzeitige Erlaubniß vom Commandanten besaß.

Viertes Capitel.

Cruget's Verdacht bestätigt sich.

Die Nacht war warm und mondhell, die Luft wehte balsamisch die beiden Männer an, die noch in später Stunde einsam in dem Schloßgarten auf der schönen Terrasse auf und ab wandelten. Die einsamen nächtlichen Spaziergänger waren der Commandant und Vater Bernardus; der Letztere stützte sich auf den kräftigen Arm des Kriegsmannes.

„Ihr werdet müde, Vater; solltet Ihr nicht jetzt heimkehren und der Ruhe pflegen?" sagte Heydersdorff mit weicher Betonung.

„Nein, Georg — ich bin nicht müde und heimkehre ich nicht gerne, denn der Gedanke hält meine Augen wach, daß ich bald wieder zum Wanderstabe greifen und in irgend einem andern Lande eine Zufluchtsstätte suchen muß."

„Ihr werdet immer so muthlos, mein Vater, anstatt daß Ihr mir Muth einflößen solltet. Uebrigens kann ich unsere Lage nicht als eine verzweiflungsvolle betrachten. Gesetzten Falles, die Franzosen nehmen die Stadt ein — das Schloß wird sich wohl so lange halten, bis die deutschen Truppen uns zu Hülfe kommen. Wenn mir auch Graf Ludwig gerne eine Niederlage persönlich gönnt — so zwingt ihn doch die eigene Ehre, als Oberbefehlshaber sich Heidelbergs anzunehmen."

„Es schmerzt mich, daß Dir das Schloß zunächst am Herzen liegt, Georg — an das Elend und den Jammer der Stadt denkst Du wenig," erwiderte der Alte.

„Kann ich mehr thun, als ich bereits gethan?" fragte der Commandant gereizt. „Habt Ihr an irgend einer Anordnung etwas zu tadeln oder könnt Ihr mich einer Nachlässigkeit in meiner Pflicht zeihen, Vater?"

„Mein Sohn, ich bin weder General, noch sonst in der Kriegskunst erfahren, daß ich mir zutrauen könnte, Dir einen guten Rath zu ertheilen. Aber immer umschwärmen mich finstere Dämonen, die meiner Seele Furcht und Schrecken einflößen."

„Wenn dem so ist, warum befolgt Ihr nicht meinen Rath und verlaßt Heidelberg, so lange der

Ausgang möglich ist? Wäre mir ja selbst lieb gewesen, Euch vor dieser unruhigen Zeit an einem anderen Orte zu wissen, Vater. In Heilbronn würdet Ihr treue Freunde finden, die Euch schätzen."

„Ich weiß, daß Du es gut mit mir meinst, Georg — aber ich habe mir gelobt, über die junge Carmer zu wachen, ihr Beschützer zu werden im Falle der Noth."

„Ich danke Euch dafür, Vater — aber so lieb mir Liese gewesen ist und wie hoch ich sie auch noch verehre — wäre Eure Sicherheit mir doch erwünschter, denn Liese hat jetzt einen Gatten, dessen Pflicht es ist, die Gattin zu beschützen — und dann würde ich mich ihrer auch stets annehmen."

„Du denkst, wie es einem Ritter und Edelmann geziemt, mein Sohn, aber ich möchte nicht, daß Du allein der jungen Frau zum Beschützer dientest. Lieber Georg, das Fleisch ist willig, aber der Geist ist schwach — Deine Liebe zu der holden Jungfrau war zu warm, als daß Du ohne inneren Kampf ihr ein väterlicher Beschützer sein könntest."

„Das ist vorüber, Vater," entgegnete Heydersdorff mit einem tiefen Seufzer — „vorüber. Die

Stimme der Liebe habe ich mit dem Ehrgefühl des Ritters bekämpft und unterdrückt. Ich durfte mich nicht um Liese's Hand zu meiner Gattin bewerben — und die Jungfrau ſtand zu hoch in meiner Achtung, als daß ich getrachtet oder gewünſcht hätte, mein liebliches Ideal durch unerlaubte Sinnenluſt zu beflecken. Ich legte ihre Hand am Altare in die des Gatten — und bebte nicht, Vater, obgleich das Herz mir blutete. Jetzt iſt Lieſe nichts mehr für mich, als was ſie immer war, ein ſchönes Bild, deſſen Anblick einſt wie ein Strahl ſanfter Freude auf mein finſteres Herz einwirkte. Sie gehört einem Anderen — einem Manne, der vielleicht des Schatzes würdiger iſt, als ich es bin."

„Sage das nicht — ſondern denke vielmehr, daß es Gottes Wille geweſen, der Dich von der holden Jungfrau trennte, mein Georg. Aber Lieſe allein hält mich nicht in Heidelberg, auch von Dir will ich mich noch nicht trennen, ehe ich das Schickſal dieſer Stadt kenne. Ach, mein Sohn, es giebt Stunden, wo ich weine, weil Du mich nicht in meinem Elende und in meiner Armuth umkommen ließeſt! Die Seele iſt mir ſo ſchwer — ſo ſchwer belaſtet, als ob ein ſchwerer rieſiger Stein darauf laſtete."

„Aber was peinigt und beunruhigt Euch, Va-

ter? Unmöglich kann Euch dieſe Stadt, mit deren Einwohnern Ihr faſt gar nicht verkehrtet, ſo ſehr am Herzen liegen! Heidelberg iſt nicht beſſer, als die anderen Städte am Rhein, die ähnliches Elend ertragen mußten."

„Das iſt es nicht, Georg, was mich peinigt — es iſt das Gefühl, als würde dieſe Stadt das Grab Deiner Ehre werden! Wenn Du wüßteſt, wie es mich ſchmerzt, Mißtrauen bei Deinen Offizieren zu ſehen, Mißtrauen faſt bei Allen, Georg, denen Du eine feſte Säule jetzt in der Gefahr ſein ſollteſt! Warum verachteteſt Du den Rath des alten Degenfeld, der Dir rieth, auf den Höhen Vorpoſten auszuſtellen?"

„Weil es ein Unſinn war," ſagte Heydersdorff ſcharf, „und weil ich mir nicht von einem Blinden befehlen laſſe."

„Die Blinden ſehen oft, was uns Sehenden verborgen iſt," antwortete der Alte — „aber auch ich wünſchte, Du hätteſt es gethan — und wäre es nur, um die Leute zu beruhigen. Denke Dir, wenn nun doch die Feinde die Abſicht haben und ſie ausführen, die Höhen beſetzen — welche Vorwürfe werden Dich alsdann von allen Seiten treffen, Georg?"

„Nun, es kann noch geſchehen, wenn Ihr es

absolut wünscht," entgegnete Heydersdorff. „Wäre mir freilich nicht erwünscht, Grund zu einer Verdächtigung zu geben — es ist genug, daß man mich schon des Verraths fähig erachtet."

„Wann willst Du Vorposten ausstellen lassen?" drängte der Alte, sichtlich erfreut.

„Morgen in aller Frühe!"

„Morgen! Warum nicht gleich, Georg? — Eine Stunde hat schon manche Schlacht entschieden, und wenn der Feind uns eine Ueberrumpelung zugedacht, benutzt er die Nacht, um die Höhen zu ersteigen und dort Position zu fassen. Deine Sache ist aber, ihm zuvorzukommen oder ihm gleich einen kräftigen Widerstand entgegenzustellen, daß er dort keine Stellung einzunehmen vermag.

„Ihr redet wie ein General, Vater," sagte Heydersdorff schwach lächelnd -- „der Morgen ist aber nicht mehr weit entfernt; es ist jetzt gleich Mitternacht. Laßt uns ins Schloß zurückkehren. Ich verspreche Euch, sobald der Morgen graut, sollen von der Besatzung tüchtige Männer die Höhen ersteigen und dort Wache halten."

„Gebe Gott, die Anordnung komme nicht zu spät," sagte leise der Alte. „Am 18. campirte de Longes in Roth — heute schreiben wir den 21. — in drei Tagen hätte Melac wohl Zeit gehabt,

über das Gebirge zu ziehen. Die Mönche werden es an Führern nicht fehlen lassen, wo es gilt, die schöne Stadt Heidelberg dem heiligen Vater zu unterwerfen."

Heydersdorff zuckte heftig bei diesen Worten zusammen; der alte Mann schaute betroffen zu dem Sohne auf — aber dieser hatte den Kopf rasch abgewandt.

Der Alte schwieg — aber ein leiser Seufzer, der aus der Tiefe der Brust zu entsteigen schien, deutete den schweren Kummer an, unter dem der Redliche litt.

Nachdem Beide schweigend eine Strecke zurückgelegt hatten, fragte der Alte mit fast bebender Stimme: „Georg — würdest Du wirklich die Stadt preisgeben, wenn es sich darum handelte, das Schloß vor den Feinden zu retten?"

Der Commandant zögerte einige Minuten, ehe er antwortete. „Ich glaube, ich würde es thun müssen — denn das Schloß als Festung ist den Alliirten wichtiger, als die Stadt. Der Feind würde mit demselben große Beute an Munition, Vorräthen und Kriegsgeräthen jeglicher Art machen."

„Dann würdest Du das Schloß den armen Einwohnern als Zufluchtsstätte öffnen?"

„Nun — das nicht unbedingt, Vater — der

wohnliche Raum ist nach den Sprengungen, wie Ihr wißt, beschränkt, und für die Besatzung haben wir zwar Proviant auf fast zwei Monate; aber wollten wir die Magazine für eine größere Anzahl Leute öffnen, da möchten wir kaum einige Wochen eine Belagerung aushalten können."

„Aber wenigstens die Weiber und Kranken würdest Du aufnehmen? Brauchtest sie nicht einmal im Schlosse selbst unterzubringen — man könnte Zelte im Burggarten aufschlagen lassen —"

„Kranke dürfte ich keine aufnehmen, die würden uns bei der Vertheidigung des Schlosses sehr hinderlich sein; — was Weiber und Kinder betrifft: nun, das wird sich finden — eine kleine Anzahl könnte ich schon gestatten, wenn sie unserer Mannschaft nicht im Wege sind. Uebrigens lasse ich das Burgthor schließen und die Brücke heraufziehen, sobald der erste Feind in die Vorstadt eindringt. Ihr werdet mir einen Gefallen erzeigen, Vater, wenn Ihr etwa durch Johannes die Carmer ermahnen laßt, mit der Flucht nicht bis zum letzten Augenblick zu zögern."

„Verlaß Dich darauf — ich hole sie, wenn es noth thut, selbst aus der Stadt," sagte der Alte entschlossen, „Gott beschütze dann die Uebrigen!"

Im Schlosse angekommen, trennten sie sich;

Heydersdorff ließ ſich jedoch nicht mehr auskleiden, ſondern ſchnallte nur den Degen ab und warf ſich auf ſein Lager nieder, wo er bald einſchlief.

Es war gegen Morgen, als kaum der junge Tag graute, da wurde er aber bereits aus ſeiner Ruhe emporgeſchreckt. Vor ihm ſtand ſein ergrauter Kammerdiener, aſchfahl im Geſicht, der ſilberne Leuchter ſchwankte in ſeiner Hand.

„Was giebt's, Johannes?"

„Schlimme Botſchaft, Euer Gnaden — hab' Euch ungern geweckt — aber die Herren zwangen mich dazu und drohten, es ſelbſt zu thun, wenn ich mich weigerte."

„Welche Herren meinſt Du?"

„Den Herrn Bürgermeiſter zunächſt, dann die Herren Adjutanten mit dem Obriſt von Alvendel und Dörpp. Sie führen den Peter mit ſich — der will einer feindlichen Armee anſichtig geworden ſein, die ſich durch den Wald ſchleicht, um —"

„Ah, ſo hatte Bernardus Recht! — Geh' voran, Alter — oder nein, bitte die Herren, zu mir zu kommen, damit ich den Boten ſelbſt vernehme."

Johannes ſtellte das Licht auf den Tiſch und verließ das Gemach — einige Minuten ſpäter öffnete er wieder die Thür und ließ die Genannten eintreten.

„Euer Gnaden, ich bitte um Verzeihung, daß ich unzeitig komme," fing Cruget mit einer Verbeugung an. Aber Heydersdorff unterbrach ihn, indem er sich an Peter wandte und diesen fragte, was er zu berichten habe.

„Ich war in den Wald gegangen, weil mein Herr, der Wirth zum Ritter, Wild zu haben wünschte, und sollte dabei in Schlürbach einkehren, um Erkundigungen nach einem neuen Knechte anzustellen," berichtete Peter, welcher wohlweislich verschwieg, daß er zu einem andern Zwecke hinausgeschickt worden war. „Hier vernahm ich schon, daß man eine Abtheilung französischer Truppen in den Schluchten und Wäldern gesehen haben wollte, ohne das Ziel der Reise zu erfahren. Die Nachricht erregte meine Aufmerksamkeit und ich beschloß, näher zu untersuchen, ob etwas Wahres an der Sache sei oder nicht. Anstatt im Thale heimzukehren, ging ich den Höhen zu und gedachte bei der Sternschanze wieder hinabzusteigen, aber ich verfehlte die Richtung und gelangte bis in die nächste Nähe des Königsstuhls und sah ganz deutlich das Schloß und die Stadt unter mir liegen. Weil ich müde geworden war, setzte ich mich unter einen Baum; dann sah ich zu meinem Erstaunen zwei Leute aus dem Walde treten: einen großen, statt-

lichen Krieger mit einem Mönchlein, der einen Stock in der Hand trug. Was mögen die hier thun? dachte ich — und sogleich faßte ich Argwohn und beschloß, ihr Gespräch zu belauschen, denn ich verstehe ja Französisch."

„Nun, was hörtest Du?" fragte hastig der General.

„Leider so gut wie gar nichts, Euer Gnaden, denn ich wagte nicht, mich zu nahe heranzuschleichen —"

„Dann hättest Du mich nicht aus dem Schlafe wecken dürfen, als wenn die Feinde schon in der Stadt wären," sagte Heydersdorff ärgerlich.

„Ich bitte mich anzuhören, Euer Gnaden — ich sah aber bald genug, um heimzueilen; denn auf einen schrillen Pfeifenton tauchten mehrere französische Soldaten aus dem Walde — es kamen immer mehr hinzu, und Alle blickten auf die Stadt und auf das Schloß hinab, und ich hörte deutlich, wie einer der Dragoner zu dem Anführer sagte: „ça ira, Général!" dabei wollte er seine Muskete abfeuern, aber der General hielt seine Hand fest. Ich zog mich jetzt, auf Händen und Füßen kriechend, weiter in den Wald hinein, wo ich von dem Plateau aus nicht gesehen werden konnte, dann schlug ich schleunig den Rückweg ein und

klopfte den Herrn Bürgermeiſter aus dem Schlafe. Der ſagte, wie auch ich überzeugt bin, daß die Feinde die Stadt von Oben beſchießen oder zugleich mit Denen von der Neckarſeite die Thore angreifen wollten. Umſonſt ſind die Soldaten nicht alle auf den Berg beordert worden, und noch dazu vollſtändig bewaffnet mit Musketen und langen Büchſen.“

„Was meint Ihr zu dieſem Berichte?“ fragte Heydersdorff verlegen und unentſchieden — „der Bericht kommt mir unklar vor — ich ſehe darin nur, daß die Feinde die Stadt zu überblicken wünſchten.“

„Dazu brauchten ſie keinen Mönch zum Führer,“ antwortete Dörpp. „Es iſt ſonnenklar, General, daß wir einen großen Fehler begingen, nicht vorher die Höhen zu beſetzen. Jetzt iſt es zu ſpät — wir ſind jedenfalls ſchändlich verrathen und verkauft!“

„Verrathen? von wem?“ fragte Heydersdorff, aber dabei vermied er es unwillkürlich, dem ehrlichen Veteran ins Auge zu ſchauen.

„Zunächſt von den Dienern der heiligen katholiſchen Kirche,“ antwortete Dörpp ſpöttiſch — „mögen ſie dafür verflucht ſein in Zeit und Ewigkeit!“

„Dazu ſage ich Amen," ſetzte Cruget hinzu — „aber es genügt jetzt nicht, die hinterliſtigen Verräther mit Flüchen zu überhäufen, wir müſſen Anſtalten treffen, die Feinde aus dieſer gefährlichen Poſition zu vertreiben."

„Die Diſtanz iſt zu groß — ich fürchte, wir richten wenig aus mit unſeren Kanonen."

„Dann laſſen wir ſolche aus Dörpp's Stückgießerei holen und gegen den Feind richten," ſagte Cruget — „oder wir müſſen es verſuchen, durch die Beſatzung die Feinde zu vertreiben."

„Dazu beſitze ich eine zu geringe Anzahl von Soldaten," antwortete Heydersdorff. „Die Leute würden kaum zur Hälfte den Berg erklommen haben, ſo wären ſie ſämmtlich niedergeſchoſſen. Ja, wenn man mir Succurs von Heilbronn geſandt hätte — dann möchte es gelingen, die Höhen zu nehmen — für jetzt bleibt uns nur übrig, mit verdoppelter Wachſamkeit die Thore zu vertheidigen; unter keiner Bedingung darf ein Mann den Poſten verlaſſen, es ſei denn, daß er verwundet wäre."

„Sollen wir die Schloßartilleriſten nicht alarmiren?" fragte Dörpp.

„Für den Augenblick ſehe ich keine Eile vorhanden. Warum unſere Munition gegen einen

Feind verschießen, der noch gar nicht sichtbar ist — vielleicht bereits in aller Stille sich zurückgezogen hat? Warten wir den ersten Schuß ab, meine Herren; verlaßt Euch auf mich, ich werde nichts versäumen, was die Pflicht gebietet. Mehr vermag kein Sterblicher zu thun."

Nach diesem Bescheide verbeugte er sich, was das Zeichen war, daß die Audienz beendet. Draußen aber machte der Bürgermeister in scharfen Worten seinem Unwillen Luft.

„Lieber Freund," sagte Dörpp, „in dem einen Punkte kann ich wenigstens dem Commandanten nicht Unrecht geben; es wäre Tollkühnheit, unsere kleine Garnison gerade auf den Feind zu führen, wo keine Aussicht eines Gelingens vorhanden. Wenn Melac dort oben steht, so ist er nicht ohne eine tüchtige Armee angerückt, und wir müßten die Schanzen völlig preisgeben, wenn wir Leute von der Besatzung zu einem Sturm gegen dieselbe aufböten."

„Aber die Bürger würden mit Freuden ihr Leben riskiren," sagte Cruget.

„Daran zweifle ich nicht — aber wer sollte dann die Thore vertheidigen? Ihr wißt, wie viele kräftige Männer feig die Flucht ergriffen haben! Nehmt meinen Rath an, Freund Cruget, und hal-

tet Euch bei der Affaire jetzt passiv und überlaßt es uns Offizieren, den Commandanten zu berathen und allenfalls zu überwachen, wenn Ihr das lieber hört."

„Ja, denn es ist das Richtige," entgegnete brummend der Bürgermeister. „Ein Feldherr hätte auch nach dieser Seite seine Kundschafter aussenden sollen, wenn er es redlich mit uns meint. Aber dem Commandanten liegt nichts an der Erhaltung oder Rettung der Stadt, höchstens wird er das Schloß vertheidigen, so lange es angeht, und wenn's nicht mehr sein kann, eine gute Capitulation für sich und die Soldaten abschließen. Aber wenn das geschieht — so wahr ich Cruget heiße — der falsche Mann soll diese Stadt nicht verlassen, eher schieße ich ihn mit eigener Hand nieder!" —

Heydersdorff's erkünstelte Ruhe und Fassung verließ ihn, sobald er sich allein und unbeobachtet wußte. Heftig schlug er mit der Hand sich gegen die Stirne — seine Züge verzerrten sich in dem Ausdruck der Verzweiflung und der höchsten Verzagtheit.

„Daß sie die Höhen besetzten, war nicht in ihrem Plane — oder ich hätte ihm vorgebeugt. Ja, Bernard kannte sie besser — diese Franzosen

sind falsch und meineidig, kein Wort ist ihnen heilig! Lechzt der Teufel nach dem Besitze meiner Seele, daß er diesen diabolischen Zug geschehen ließ und befördern half? Verwirft Gott, der gerechte Richter, meine allzu späte Reue, meinen festen Vorsatz, an dieser Stadt mein Unrecht wieder gut zu machen? — — Die Stadt ist verloren, wenn Melac noch schweres Geschütz auf die Höhen bringt, dann gilt es nur noch, das Schloß zu vertheidigen, so ich hoffen darf, meine Ehre vor der Welt zu retten — —"

Hier unterbrach ihn der alte Kammerdiener; in seiner Hand trug er auf einem silbernen Teller einen Becher.

„Euer Gnaden, ich habe für einen warmen Trunk gesorgt, da Ihr wohl hinaus gehen werdet, um die Geschütze richten zu lassen."

„Ich danke Dir, mein treuer Versorger," erwiderte Heydersdorff — „ich kann Deine Labung und Herzensstärkung wohl gebrauchen. Es wird jetzt heiß hergehen, Johannes — Gott weiß es, mir ist das Herz schwer, trübe Ahnungen berauben mich fast der nöthigen Fassung — willst Du nicht nach Heilbronn aufbrechen und Vater Bernardus unter Deinen Schutz nehmen?"

„Was Vater Bernardus im Sinne hat, weiß

ich nicht, gnädiger Herr — aber ich weiß, daß ich Euch nicht verlasse, wenn Euer Leben den Gefahren ausgesetzt ist. Die Franzosen werden doch versuchen, die Stadt mit Sturm einzunehmen, da die Bürger die Capitulation verworfen haben, und wie leicht könntet Ihr dabei verwundet werden; und wer sollte Euch dann treuer pflegen, als der alte Johannes, der von Eurer Kindheit an Euch bedient hat?"

„Gute, redliche Seele," sagte Heydersdorff, dem Alten die Hand reichend. „Wollte Gott, alle Menschen hier meinten es so gut mit mir, wie Ihr Beiden — Bernhard und Du — ja, dann wäre vielleicht Manches anders — keine finsteren Gedanken des beleidigten Stolzes, der Rachsucht in meine Brust gekommen, Johannes — — Aber es ist nun so — und wir müssen das Ende abwarten."

„Ich glaube doch, daß man Euch Hülfstruppen von Heilbronn aus senden wird, gnädiger Herr."

„Die Hülfe kommt zu spät für uns — für meine Ehre, Johannes — die Franzosen werden schon Wache halten und eine Truppenzufuhr uns abschneiden. Geh jetzt zu Bernhard und vermelde ihm die Botschaft des Jägers — sage ihm, er

möge nicht erschrecken, wenn die Kanonen des Schlosses abgefeuert werden."

Johannes versprach, des Herrn Befehle auszurichten.

„Jetzt Muth und vor Allem den Bürgern ruhige Fassung gezeigt," sagte Heydersdorff leise vor sich hin, als er allein war. „Die Ehre ist ein kostbares Gut — ich habe ihr mein Leben geweiht — ein Verräther muß auch ein vollendeter Heuchler sein, wenn er sein Spiel nicht verlieren will." Hastig trank er von dem gewürzten Wein, schnallte sich den Degen um und war im Begriff, den Helm aufzusetzen, als er ein unruhiges Hin- und Herlaufen in den Corridors vernahm, dann eine laute Stimme, welche den Namen des Commandanten rief.

Schnell setzte er sich den Helm auf's Haupt und schritt nach der Portière zu, welche das Empfangszimmer von dem Schlafcabinete trennte.

„Herr Commandant, darf ich hinein?" fragte eine männliche Stimme.

„Hier bin ich! Was giebt es Neues, Herr Adjutant?" fragte Heydersdorff heraustretend.

„Das ganze Schloß ist in Aufregung und Bestürzung; denn auf dem Plateau, oberhalb des Schlosses — auf der Stelle, wo das alte Schloß stand — zeigt sich ein französisches Corps. Wenn

mich meine Augen nicht trügen, sind es die Dragoner Melac's."

„Begleiten Sie mich — augenblicklich muß ein heftiges Feuer gegen die kecke Rotte eröffnet werden."

„Ich fürchte nur, die Distanz möchte zu groß sein, Herr Commandant."

„Dann sollen von Dörpp's Kanonen vier Stück hinaufgebracht werden," erwiderte Heydersdorff. „Sendet lieber sogleich einen Mann an Dörpp ab, und meldet ihm, ich ließe ihn um diese Hülfe ersuchen."

Eine Stunde später schreckten die Kanonenschüsse, die vom Schlosse erdröhnten, die bestürzten Einwohner von ihrem Frühmahle auf. In wilder Verwirrung drängten sich die Leute auf den Straßen, die Weiber jammerten, die Kinder schrieen, und Alle wollten sich in die Keller oder nach dem Schlosse flüchten, weil sie glaubten, die Feinde müßten bereits in die Vorstadt eingedrungen sein. Erst nach einiger Zeit erkannten sie den wahren Zweck der Kanonade, indem sie mit eigenen Augen die von der Morgensonne beleuchteten Truppen in der gefürchteten und verhaßten fremden Uniform erkannten, welche auf dem Königsstuhle Position genommen hatten. Dieselben schienen auch nicht die Absicht zu haben, ihre feste Stellung sobald aufzugeben, sondern sich dort für unangreifbar zu

halten, denn man sah verschiedene Zelte von grauer Leinwand und bunten Teppichen aufgerichtet, dazwischen lustig und hell flammende Feuer, um welche die Soldaten in aller Ruhe Angesichts der geängstigten Einwohner ihr Frühmahl bereiteten. Wie unermüdet man auch vom Schlosse aus hinauf schoß, gewahrte man doch von unten keinen Erfolg. Gegen Abend stellte man das Schießen ein, nachdem die Generäle und Artilleristen einsahen, daß sie nichts ausrichteten.

Heutzutage, bei unserer vortrefflichen Kriegsorganisation und unseren weittragenden Geschossen oder bei der großen Bravour der Mannschaft, würden die Deutschen gar bald die Fremden von den Höhen vertrieben haben. Für die Sieger von Weißenburg und Gravelotte wäre es keine Unmöglichkeit gewesen, die steile Anhöhe zu erklimmen, die Feinde mit dem Bajonette zu verdrängen — aber unter den damaligen Verhältnissen Heidelbergs mußten die Einwohner auf einen solchen Sieg Verzicht leisten und sich damit begnügen, was sie noch an Werthsachen besaßen, eilends in die Keller zu vergraben und für ihr eigenes Leben versteckte Zufluchtsorte zu suchen.

Nochmals wurde ein Bote nach Heilbronn gesandt, diesmal mit einem vom Grafen Degenfeld und

allen Offizieren unterzeichneten Briefe, worin dringend um Hülfe nachgesucht wurde.

Am gleichen Nachmittage fingen die Franzosen an, bei Bergheim über den Neckar zu gehen und bei Neuenheim eine Batterie gegen den Wall der Stadt zu errichten.

Spät am Abend aber kam die entmuthigendste Botschaft in Heidelberg an — der abgesandte Degenfeld war nämlich wieder umgekehrt und brachte die Nachricht, daß Graf Ludwig, von Heilbronn aus, auf Heydersdorff's letztes Schreiben sogleich ein Corps von 500 Mann ihnen zugesandt hatte. Die Feinde hatten jedoch bereits einen starken Vorposten bei Ziegelhausen in einem Boote landen lassen, und dieser griff unerwartet die deutschen Truppen an. Es entstand ein hitziger Kampf, wobei Mehrere von den Deutschen getödtet, Einige gefangen genommen und die Uebrigen zurückgedrängt wurden. Aus Furcht, die Feinde möchten das nahe gelegene, reiche Stift Neuburg besetzen und ausplündern, nahmen die Flüchtigen auf die Bitte der Aebtissin dort Position, schickten aber sogleich einen reitenden Boten nach Heilbronn, um ihr mißglücktes Unternehmen zu melden.

Aergerlich schlug Graf Ludwig mit der Faust auf den vor ihm stehenden Tisch.

„Heidelberg soll und darf uns nicht entrissen und abermals den Barbaren preisgegeben werden!“ rief er aus. „Ich will dem Commandanten privatim vermelden, daß er wenigstens das Schloß zu halten suche, und im höchsten Nothfalle lieber die Stadt aufgeben solle. Zugleich aber sollen wieder 500 Mann des Schönbeck'schen Regimentes, dazu auch 500 Mann unter dem Befehle des General-Adjutanten nach Heidelberg aufbrechen und unter allen Umständen in die Stadt zu kommen suchen.“

Leider kam, wie wir bald sehen werden und wie Heydersdorff voraus sagte, diese Hülfe zu spät.

Fünftes Capitel.

Der geheimnißvolle Beſuch auf dem Thurme.

Am zweiten Tage zeigte ſich zur Freude der Beſatzung und großer Genugthuung Dörpp's, daß die Kanonen des Letztern doch die Poſition der Franzoſen auf dem Berge in Bewegung brachte, indem mehrere Zelte des kleinen Lagers in Brand geriethen. Melac mit ſeinen Truppen machte jetzt einen Angriff auf das Klingen- und Speyerer Thor, wurden aber von der Beſatzung jedesmal zurückgetrieben. Hierauf fingen ſie an, einen Wall aufzuwerfen, aber auch dieſes Vorhaben vereitelten die Deutſchen durch energiſches, anhaltendes Geſchützfeuer aus Kanonen und Musketen.

Einer der wichtigſten Punkte bei der Vertheidigung der Stadt war das Kettenthor, daher hier

60 der kräftigsten, zuverlässigsten Bürger unter Dörpp und Alvendel als Besatzung aufgestellt worden waren. Alle blieben unabläſſig auf ihrer Wache, selbst unsere jungen Ehemänner Balthasar und Johannes versagten sich freiwillig die Freude eines Besuches bei ihren schönen Frauen. Dagegen brachten diese selbst, gemeinsam mit andern Frauen und Töchtern, den Männern Speise und Trank, wobei sie mit denselben einige Augenblicke trauliche Worte wechseln konnten. Käthchen nahm sich so überaus hübsch und kokett in dem zierlichen Häubchen aus, daß Alles laut ihre Schönheit und Anmuth pries, der junge Gatte aber mit verzeihlichem Stolze die seiner Gattin erwiesenen Huldigungen hinnahm. Hammer mit dem schwarzen Hannes und Carmer hatten ihre Posten am oberen Thore angewiesen erhalten. Die jungen Frauen vermittelten daher den Verkehr, gaben die gegenseitigen Postillons d'amour ab. Vom Kettenthore führte ein Fußweg nach dem Schlosse; dieser war zwar bis an's obere Schloßthor, gegen den Kastanienwald, mit starken Palliſaden versehen, aber ermangelte einer schützenden Brustwehr. Alvendel hatte die Vermuthung geäußert, daß Melac diesen schwachen Punkt benutzen möchte, um auf diesem Wege die Palliſaden zu zerstören und das Thor selbst an-

zugreifen. Die Bürger hatten daher den Befehl, sobald der Feind die Palliſaden niederreißen und ſie von denſelben zurückgetrieben würden, ſchleunigſt nach dem Thore zu retiriren und hier ſich zur Vertheidigung zu concentriren. Dieſes erſchien um ſo nothwendiger, da der Thurm oberhalb des Thores unbegreiflicher Weiſe, nach Heydersdorff's Anordnung, nur von einem Gefreiten und zwei Soldaten beſetzt waren.

Als die Offiziere im Kriegsrathe gegen dieſen Befehl Einwendungen erhoben, gab Heydersdorff zur Antwort:

„In der unmittelbaren Umgebung des Thores wohnen die Beamten und Diener der Kanzleien, ſowie die Profeſſoren und viele Studenten; dieſe mögen zur Unterſtützung der Bürger ein freiwilliges Corps formiren."

Dabei hatte man es bewenden laſſen.

Wie an allen Thoren größerer Städte, hatte das Kettenthor neben dem Haupteingange noch zwei kleinere Nebenthürchen, welche bei Nacht oder im Kriege für die Aus- und Eingehenden offen blieben, während das ſchwerfällige Hauptthor verſchloſſen gehalten wurde. Groß war die Senſation, als auf Befehl des Commandanten der

Gefreite mit seinen Soldaten am Morgen das Hauptthor öffnete und dasselbe offen ließ.

Es währte nicht lange, da erschienen die Einwohner des Quartiers und legten Protest gegen dieses Verfahren ein, verlangten auch, daß das Thor zur Sicherheit der Stadt geschlossen gehalten werde.

„Der Commandant meinte, es sei besser, wenn die Bürger, im Falle einer Niederlage, sich durch das Thor flüchten könnten, was durch die Nebenthüre nicht möglich wäre," erklärte Dörpp.

„Das ist ein Unsinn!" riefen die Professoren. „Zur Vertheidigung dieses weiten Thorwegs bedarf es mehr als einer Hand voll Leute, und die flüchtigen Bürger können in solcher geringen Anzahl wohl durch die Nebenthürchen eindringen."

„Die kleinen Thürchen können die Bürger Mann gegen Mann vertheidigen," setzte Dr. Fabricius hinzu. „Unser Leben, nicht das des Commandanten, ist hier zunächst bedroht; wir haben daher das Recht, für uns zu sorgen."

„Ich werde um Genehmigung anfragen," sagte der Gefreite zögernd.

„Wir warten nicht auf seine Erlaubniß," riefen die Studenten; „das Thor wird geschlossen und von Stund' an geschlossen gehalten. Wenn Ihr es

nicht freiwillig thun wollt, Gefreiter, so übernehmen wir die Arbeit."

„Es wäre mir noch lieber, meine Herren; ich kann zwar der Gewalt weichen, darf aber meine Ordres nicht übertreten."

„Gut! an's Werk, Kameraden!" erscholl es aus dem Munde der kecken Jugend. Nach kurzer Zeit war das Thor geschlossen und verriegelt.

„Was wird der Commandant dazu sagen?" bemerkte Johannes bedenklich.

„Nun," antwortete Balthasar, „er wird eben einsehen müssen, daß die Heidelberger nicht gesonnen sind, mit sich spielen zu lassen."

Gegen Mittag erschien der Commandant zu Pferde, von seinem Adjutanten und Wachtmeister begleitet.

Sein erstes Wort an Dörpp war:

„Was? Wer hat das Thor geschlossen? Befahl ich nicht, dasselbe für den Fall eines Rückzuges offen zu halten?"

Die Herren erklärten, wie es zugegangen. Heydersdorff runzelte zornig die Augenbrauen. „Diese Herren maßen sich über die Gebühr an," sprach er heftig; „sie vergessen, daß nur ich in militärischen Anordnungen zu gebieten habe." Dann winkte er den Gefreiten herbei, beugte sich ein wenig zu dem-

ſelben nieder und redete leiſe mit ihm. Darauf ritt er langſam, ſpöttiſch lächelnd, davon.

„Kann den Bürgern und Herren Studioſi nicht den Gefallen erweiſen," ſagte der Gefreite zu ſeinen beiden Soldaten. „Macht wieder auf, Kameraden!"

Die Bürgerbeſatzung war, während dieſes geſchah, auf ihrem Poſten bei den Palliſaden; aber die Studenten hatten den Commandanten erſcheinen und wieder wegreiten ſehen. Neugierig, zu erfahren, wie der ſtolze Herr die Sache aufgenommen, begaben ſie ſich nach dem Thore und fanden daſſelbe weit geöffnet.

„Bei allen Heiligen, wir wollen dennoch unſern Willen durchſetzen!" rief ein ſchlanker, muthiger Burſche. „Zugemacht, Freunde, und dann bleiben wir reſolut als Wache dabei!"

Die Soldaten boten keinen Widerſtand, es war für ſie eine Unterhaltung. Aber nachdem das ſchwerfällige Thor mit vieler Mühe zugemacht worden und die jungen Leute daſſelbe ſchließen wollten, fanden ſich die Riegel ſo weit vorgeſchoben, daß es nicht anging, denn ſie waren durch die maſſiven Hängeſchlöſſer unbeweglich gemacht.

„Gebt die Schlüſſel, Gefreiter, daß wir die

Schlösser entfernen oder aufschließen können!" sagte ein Student.

„Der Herr Commandant haben die Schlüssel mitgenommen," betheuerte der Gefreite.

„So? Dann geht und fordert sie ihm ab, im Namen der Stadt-Regierung, hört Ihr? oder wir thun, was uns später gereuen möchte."

Aber der Gefreite blieb standhaft und weigerte sich, dem Wunsche zu willfahren. Darüber gab es hitzige Worte, und vielleicht hätten sich die jungen Musensöhne an dem bärtigen Gefreiten vergriffen, wenn nicht glücklicherweise ein Theil der abgelösten Mannschaft in das Wachtzimmer zurückgekehrt wäre. Als sie die Ursache des Streites vernahmen, sahen sie sich verlegen untereinander an. — Da trat ein junger Schlosser hervor und erbot sich, seine Werkzeuge zu holen, mit denen er in fünf Minuten die Schlösser ohne Schlüssel öffnen wolle.

Dörpp ertheilte ihm den kurzen Urlaub, und ehe eine Stunde vergangen, war das Riesenthor abermals verrammelt.

Ehe die Dämmerung völlig eintrat, erschien Hammer mit Peter unvermuthet auf der Mauer und fragte nach Johannes. Als man ihnen bedeutete, daß dieselben abgelöst seien, begaben sie sich in das Thorzimmer, wo die Mannschaft einen

Abend-Imbiß nahm. Johannes ſtand haſtig auf, als er die Freunde kommen ſah; ſein Herz weiſſagte ihm Trauriges aus den ernſten Mienen der Beiden.

„Lieber Johannes, ich wollte der Erſte ſein, der Dir die Nachricht überbrächte, damit Du nicht ohne Grund geängſtigt würdeſt," fing der Müller an.

„Iſt mein Vater verwundet?" fragte Johannes.

„Leider, und nicht nur Carmer, ſondern auch Dein Vater, Balthaſar. Der gute Alte war hinaus an's obere Thor mit Käthchen gegangen, um die Freunde zu beſuchen und nachzufragen, ob Keiner bei dem Schießen verwundet worden, und um ſeine Dienſte anzutragen; denn wie Du weißt, iſt der Apotheker kein übler Wundarzt. Der Feind verſuchte dort eine ernſtliche Charge und ſchleuderte Handgranaten auf die Beſatzung; eine derſelben traf Deinen Vater und verwundete auch Haffſtat an dem linken Arme. Käthchen blieb glücklicherweiſe unberührt, aber die beiden Männer mußten ſofort in's Spital getragen werden, wo man ſie gut verpflegt. Martha, die gute Engelsſeele, iſt unermüdet und leiſtet den Aerzten durch ihr beſonnenes Weſen große Hülfe. Sie hält auch ſonſt Ordnung im Hauſe, hat den Kapuzinermönch hinausgewieſen, der unſeren Verwundeten

mit seinen Bußpredigten die Hölle heiß zu machen trachtete."

„Das war ganz gut gehandelt," meinte Balthasar, „aber mein Vater ist doch nicht in Lebensgefahr?"

„Nein, durchaus nicht, er wird morgen nach dem zweiten Verbande zu seiner kranken Frau und Käthchen heimkehren können. Dein Vater, lieber Johannes, ist aber schwerer verwundet, — die Wunde ist bei ihm in der Brust. Liese haben wir zu ihm gesandt, und sie wird Dir morgen in der Frühe Nachricht bringen. Geht es schlecht, so wirst Du wohl Urlaub erhalten, den wackeren Mann zu besuchen."

Dörpp versprach, es zu gestatten; dann erkundigte sich der Veteran nach den übrigen Posten und den Bewegungen des Feindes.

„Nun," erwiderte Hannes, — „wir erwarteten einen förmlichen Angriff auf das obere Thor, — indessen kam es nicht so weit. Es zeigte sich, daß man uns nur alarmiren und irre führen wollte, während die Feinde einen Graben durch den Thiergarten gruben, um eine Batterie errichten zu können. Sobald wir aber den Plan kannten, feuerte die Schloßgarnison tüchtig aus dem Glockenthurme, so daß die Feinde mit Verlust sich retiriren

mußten. Zwölf Todte ließen sie zurück bei dieser Affaire und mehrere Verwundete. Die Letzteren nahmen wir gefangen und brachten sie in's Spital. Von ihnen haben wir erfahren, daß Melac's Corps aus 2000 auserlesenen Kriegern besteht, darum wohl vorgesehen, meine Freunde, und gut aufgepaßt!

„Geschieht Alles in guter Ordnung," sagte Dörpp. „Meine Bürgerwehr hält sich exemplarisch."

„Und wird es bis zum letzten Augenblicke thun, Herr Obrist," erwiderte Balthasar, „obgleich es mich gewaltig heim zu meinem herzigen Weibchen treibt."

„Wie sieht es am Speyerer Thor aus?" fragten andere Bürger.

„Nicht so schlimm. Der Feind hat zwar während der Nacht dem Walle gegenüber Posto genommen, aber noch kein Geschütz aufgestellt. Dagegen sind die Berge auf der Heidelberger Seite bis an den Wolfsbrunnen, auch Schlierbach und Rohrbach besetzt, so daß die Landleute uns Nichts in die Stadt liefern können, sondern ihre Lebensmittel dem Feinde ausliefern müssen."

„Weiß man, wo das Hauptquartier ist?"

„Gewiß, in Rohrbach. Die Lage eignet sich vortrefflich dazu, ist auch nur 1 Stunde von Heidelberg entfernt. Ihr werdet vernommen haben,

welches Schickſal unſer Hülfscorps von Heilbronn gehabt.“

„Leider ja. Obriſtlieutenant Dörpp hat uns geſagt, daß wir keine Hoffnung auf Hülfe von Außen her hegen dürfen.“

„Ich verliere die Hoffnung und das Vertrauen auf den Grafen noch nicht,“ ſagte Dörpp. „Sollt ſehen — er ſendet uns ein zweites Hülfscorps. Wenn nur unſer Commandant nicht den Kopf verliert und ähnliche dumme Streiche macht, wie zum Exempel mit dem Thore hier. Jetzt aber erinnere ich daran, daß meine Leute ſich eine Stunde Schlaf gönnen müſſen,“ ſetzte der Veteran hinzu. „Die brauchen ſie, da ſie die vorige ganze Nacht draußen Wache ſtanden, und abermals bald hinaus müſſen, die Anderen abzulöſen.“

Hammer und Hannes verabſchiedeten ſich der Ermahnung zufolge; die ermüdeten Bürger ließen ſich auf ihre Strohlager nieder, aber weder Johannes noch Balthaſar konnten ſchlafen, ſondern flüſterten leiſe noch lange miteinander, als ſchon ihre Kameraden im tiefen Schlafe lagen.

„Es iſt ſo ſchwül im Zimmer, — wollen wir nicht lieber hinaus in's Freie?“ fragte endlich der unruhige Balthaſar.

„Einverstanden," lautete die Antwort, worauf Beide sich leise erhoben und hinaus schritten. Arm in Arm wandelten sie langsam unter den Bäumen hin und her, die dazumal vom Thore ab bis an den Wald eine kleine Allee bildeten. Unter einen derselben setzten sich die Freunde.

„Wie unbeschreiblich wohl thut mir diese Stille nach dem unruhigen Treiben des Tages und der Aufregung," sagte Johannes, behaglich die Arme über der Brust kreuzend und sich an den Baum anlehnend. „Sieh nur, wie hell schon jene beiden Sterne glänzen; sollte man nicht sagen, sie seien zwei helle, klare Augen, die auf uns theilnehmend herabblicken?"

„Da mögen sie Vieles sehen, was die Heiligen im Himmel nicht billigen können," sagte Balthasar. „Ich wollte aber, wir vermöchten in diesen Sternen den Ausgang dieser Belagerung abzusehen. Vielleicht ist es die Nähe Melac's, dieses menschlichen Dämonen mit seinen Teufelskindern, daß mir zu Muthe ist, als stünde uns kein Sieg, nur abermaliges Elend und Jammer bevor. Gott im Himmel! wenn ich nur an die Möglichkeit denke, die Barbaren und Bluthunde zögen wieder hier ein, mein Käthchen und Deine Liese würden vielleicht vor unsern brechenden Augen die Opfer, die Beute

Melac's oder ſeiner Horden. Dann könnte ich wahnſinnig werden, Johannes, und in die Verſuchung kommen, mein Gewehr wegzuwerfen und mit meinem Käthchen zu flüchten. — Du biſt ſo ruhig, Johannes! Haſt Du keine Furcht für Dein liebes Weib?"

„Furcht? Nun, vielleicht doch, lieber Freund, obgleich ich dieſes Gefühl ſo wenig zeige, wie Du ſelbſt. Für mein eigenes Leben hege ich keine Furcht, — denn ich weiß, nur der Leib kann abſterben, meine Seele können die Feinde nie vernichten. Aber die Sorge um Lieſe, um meinen Vater, um Alle, die mir nahe ſtehen, iſt freilich oft lebhaft genug — aber ich denke, Gott hat uns dieſen Poſten angewieſen, und keine zärtlichere Regung, keine Erinnerung an ein trauliches Daheim darf auch nur vorübergehend den Krieger entnerven, ſeinen Muth ſchwach machen. Andere Bürger theilen ja unſer Loos; auch ſie haben Weib und Kinder daheim."

„Sieh nur! auf der Mauer geht Etwas vor," unterbrach ihn Balthaſar, nach dem Thurme zeigend. „Die Mannſchaft ſtellt ſich förmlich in Reih' und Glied, als ob ſie einen Feind in der Dunkelheit herannahen ſähen."

„Dann würde man Alarm geben," sagte Johannes, „bleib nur ruhig sitzen; von hier aus werden wir nicht bemerkt, können aber Alles dort droben gewahr werden."

Zu ihrem nicht geringen Erstaunen wurde ein Theil der Mauer, wo die Bürgermannschaft stand, schwach beleuchtet, wie durch entferntes Licht. Plötzlich aber erschienen drei Männer mit großen Kienfackeln, hinter ihnen zwei Männer in Mäntel gehüllt.

„Heydersdorff mit seinem Adjutanten," flüsterte Balthasar dem Freunde zu. „In aller Welt, was will er hier um diese Stunde? Jetzt bedeutet er den Fackelträgern, daß sie näher treten."

„Er wird sich überzeugen wollen, ob die Wache gut besetzt ist," sagte Johannes, „hofft wohl, uns auf einer Vernachlässigung zu ertappen, damit er über uns Bürger raisonniren darf!"

„Er sieht sich weniger nach uns um. — Sieh nur, wie er hinauf nach dem Berge blickt und die Rechte auf die Brust legt — und die Hand ist ohne Handschuh, die Linke hingegen nicht. Welch ein wahnsinniger Einfall, den Thurm mit der Mannschaft tagshell zu beleuchten! Die Feinde auf der Höhe müssen ja Mann für Mann zählen können!"

Bayerische Staats-Bibliothek

„Still doch, Balthasar," mahnte der besonnene Johannes. — „Er geht auch schon wieder fort, wie Du siehst."

„Ja, und ohne nur die Mannschaft eines Grußes, geschweige denn eines Wortes zu würdigen; und sind dort nicht lauter gebildete Männer, die sich bewaffnet haben und freiwillig Dienste thun, Herren von der Regierung und Diener*) der Universität?"

„Wir wollen in das Wachtzimmer zurück und hören, was der Commandant mit diesem räthselhaften Besuche hat bezwecken wollen," sagte Johannes. Bei ihrem Eintritte fanden sie die Mannschaft in gleich erregter Stimmung. Der alte Dörpp blickte aber so finster und zornig vor sich hin, daß die jungen Leute es nicht für rathsam erachteten, ihn anzureden. Sie wandten sich daher an einen ihrer Unteroffiziere. Dieser zuckte die Achsel und ballte grimmig die Faust. Es war einer der besten und wohlhabendsten Schlossermeister der Stadt, welcher bei Allen sehr geehrt wurde.

„Was er gewollt hat, der Commandant?" sagte er scharf — „das weiß er allein — hier Niemand,

*) Die Benennung „Diener" wurde in damaliger Zeit vielfach anstatt „Beamte" gebraucht.

denn er geruhte zu kommen und zu gehen, ohne ein Wörtlein zu reden, gerade wie ein Nachtwandler, den das böse Gewissen nicht im Bette läßt. Was Gutes hat er nicht bezwecken wollen mit der Erleuchtung des Thores und des Postens. War ein Glück, daß wir das Thor geschlossen hatten, wo der Commandant selbst den Feinden den Weg zeigt."

„Aber Walter — Ihr wollt doch nicht sagen, daß —"

„Ich sage nichts, als was meine zwei Augen gesehen haben, und die sollen gegen den Mann eidlich zeugen, wenn uns Unheil aus diesem Besuche entsteht."

„Was habt Ihr denn gesehen?"

„O! Vorher war es droben in dem Lager am Berge so stockfinster, daß man kein Lebenszeichen vom Feinde erblicken konnte — da plötzlich tauchten zwei Fackeln auf — und zwar dicht nebeneinander — dann erloschen sie auch ebenso schnell! Nun, was sagt Ihr dazu? Sah das nicht aus wie ein verstohlenes Signal zwischen dem Feinde und unserm saubern Commandanten?"

„Hat noch Jemand, außer Euch, die Fackel bemerkt?" sagte Johannes gedankenvoll.

„Unser Veteran stand gerade vor mir, da zupfte ich ihn am Aermel — und er sah sie auch."

„Jetzt begreife ich, warum er so düster aussieht," sagte Balthasar leise. „Nun, es wird sich bald ausweisen, ob der Commandant Unredliches im Sinne führt."

„Dann möge ihm Gott gnädig sein," setzte Walter hinzu. „Seiner Strafe soll er aber auch auf Erden nicht entgehen, das schwöre ich feierlich."

Sechstes Capitel.

Heydersdorff's zweideutiges Benehmen. Die Feinde dringen in die Vorstadt. Flucht nach dem Schlosse.

Als in aller Frühe Obrist von Blitzencron bei dem General Rapport abstattete, erschrak er über das zerstörte Wesen seines Vorgesetzten. Dieser hatte das Ansehen, als sei er seit acht Tagen nicht in's Bett gekommen und fühle sich völlig erschöpft. Was aber den Obristen noch mehr frappirte, war Heydersdorff's verlegenes Wesen, sein scheuer Blick: er sah dem Obristen gar nicht frei in's Auge, wie er sonst zu thun pflegte, wenn er einen Offizier empfing.

„Diese vielen falschen Alarms in der Nacht haben mich besorgt gemacht, Blitzencron," sprach er, wobei er auf den Tisch niedersah. „Das ist ein Vorspiel von Dem, was heute geschehen wird, nämlich die Angriffe auf die Schanzen und auf die Außen-

werke. Es ist daher mein Wunsch, daß Ihr mit Eurer Besatzung die Sternschanze räumt und die Soldaten zum Schutze der Stadt aufstellt."

„Herr General, dieser Befehl überrascht mich — die Schanze erachte ich als dringend nothwendig zur Vertheidigung der Stadt. Sie hält den Feind auf dem Berge von weiterem Vordringen ab. Die Schanze dem Feinde stillschweigend einzuräumen, so lange er noch keinen Fuß breit Erde gewonnen, oder die Schanze angegriffen — hieße meinen Namen auch ehrenrührigen Verleumdungen aussetzen."

„Ihr werdet nicht allein Euren Posten aufgeben," erwiderte Heydersdorff kurz und trocken. „Auch Flemming muß in die Stadt ziehen, sowie sämmtliche Offiziere, welche Posten an den Außenwerken bekleiden. Die Bürger mögen an den Stadtthoren einstweilen verbleiben. Die Ordres dazu sind bereits vertheilt — ich rechne auf Euren Gehorsam, Herr Obrist, denn die Verantwortlichkeit trifft mich, nicht Euch, wenn die Feinde in die Stadt eindringen, während die besten Truppen müßig draußen stehen. An den Schanzen ist weniger gelegen, als an der Stadt und der Vertheidigung des Schlosses. Die Garnison genügt nicht an Zahl

oder Stärke zur Vertheidigung der Außenwerke und des Schlosses zu gleicher Zeit.“

„Es würde viel Zeit kosten, ehe wir die schweren Geschütze von den Schanzen und den übrigen Außenwerken hereinbringen,“ bemerkte der Obrist nachdrücklich. „Sechzehn schwere Kanonen nebst Kriegsmunition und die übrigen Waffenstücke, dazu auch die Provision für die Leute sind nicht leicht demontirt oder hinweggetragen.“

„Man nehme nur die Provision in die Stadt,“ erklärte Heydersdorff. „Die Kanonen sollen auf der Stelle vernagelt werden, damit der Feind sie nicht gegen die Stadt richte. Nägel sind bereits dazu geschmiedet worden, denn ich habe diesen Fall vorausgesehen.“

Der Obrist-Lieutenant war stumm vor Entrüstung und Erstaunen. „Der Mann muß wahnsinnig geworden sein,“ dachte er, aber er sprach diese Ansicht begreiflicherweise nicht auf der Stelle aus, sondern grüßte ehrerbietig und verließ das Schloß in einer Stimmung, welche schwer zu beschreiben wäre.

Eine Stunde später bot die Stadt einen eigenthümlichen Anblick. Die Bürger fragten sich entsetzt auf der Straße, ob es sich denn schon um eine Flucht handle, daß vom Walle in der Vor-

ſtadt, von den Schanzen, der Sternſchanze und von allen Außenwerken die Soldaten hereinzögen und die zunächſt der Stadt aufgeſtellten Mannſchaften ihre leichteren Kanonen mit ſich brächten? Die Offiziere blickten finſter drein, die Soldaten ſahen ebenſo verdutzt, wie die Bürger, welche ſie umringten.

„Um Gotteswillen, ſagt, was das bedeuten ſoll?“ fragten die Letzteren.

„Wiſſen nicht,“ lautete die Antwort aus jedem Munde. „Der Commandant hat's befohlen, darum geſchieht's auch, Leute.“

„Das hat accurat das Anſehen, als ſolle die Stadt verlaſſen und die Soldaten nur zum Schutze des Schloſſes verwendet werden,“ ſagte der Wirth zum Ritter zu dem Herrn von Flemming, der vom Klingenthor einzog. Dieſer zuckte die Achſel. „Gott allein weiß, was in dem Gehirn des Commandanten vorgeht. Meiner Anſicht nach iſt noch niemals ein unſinnigeres Verfahren bei einer Belagerung vorgekommen. Wenn nur wenigſtens das Geſchütz in der Stadt oder Vorſtadt bleiben dürfte.“

„Wohin ſoll es gebracht werden?“

„Nun, was wir haben von der Schanze mitnehmen können, iſt einſtweilen hier. Die drohen

haben wir vernageln müſſen, und erwarten neue Befehle," ſprach Blitzencron.

Auf dem großen Marktplatze drängte ſich Alles zuſammen, Bürger, Weiber und Soldaten. Da erſchien Heydersdorff zu Roß.

„Sieht er nicht heute aus, wie ein Geſpenſt?" ſagte leiſe der Bürgermeiſter zum Wirth.

„Saget lieber, wie das leibhaftige böſe Gewiſſen und wie unſer Todesengel," erwiderte dieſer bitter. „Soll mich nur wundern, wie lange der Melac dort oben die Sternſchanze unbenutzt läßt. Meinen Kopf zum Pfande, die Teufel beſchießen die Stadt mit unſeren eigenen Kanonen!"

„Vorher zerreißen wir den Verräther," knirſchte Cruget. „Dieſe meine eigene Hand ſoll ihn niederſchießen, wenn er uns den Feinden überliefert hat, und ſollte ich dafür lebendig gebraten werden."

„Gäbt einen fetten Braten, Freund Cruget," ſagte der Wirth lächelnd — „aber laßt uns lieber hören, was es dort giebt. Die Offiziere haben ſich alle um den General verſammelt und Freund Alvendel agirt mit den Armen, als wolle er den Mann vom Pferde hauen."

„Seid unbeſorgt, er iſt nicht ohne Geleite gekommen, hinter ſich hat er ſeinen getreuen Wacht-

meiſter Walett und ein paar gut bewaffnete Soldaten, wie ich ſehe.“

Als die beiden Männer ſo nahe waren, daß man die Redenden verſtehen konnte, zeigte es ſich, daß ſämmtliche Befehlshaber der kleineren Poſten ſehr sans façons ihre Meinungen dem Commandanten ſagten. Alle beſchwerten ſich über den Abzug und die Entblößung der Außenwerke, worauf der General ſehr verlegen am Ende zur Entſchuldigung die Antwort gab:

„Obriſt Blitzencron meldete mir, daß die Feinde eine Batterie bei Neuenheim gegen den Wall aufzuwerfen angefangen. Damit wurde es nöthig, mehr Kräfte in die Stadt hereinzuziehen. Ich fürchtete —“

Hier unterbrach ihn aber Blitzencron, der mit ſpöttiſcher Miene ausrief:

„Daß wußte ich allerdings vermelden; aber der Feind hat bald den Plan aufgegeben, und übrigens glaubte ich nicht, daß dieſes Gerücht dem Herrn Commandanten und kaiſerlichen Feldmarſchall Furcht einjage. Noch iſt kein einziger Kanonenſchuß gegen den dreifach mit Paliſſaden beſetzten Wall geſchehen, alſo keine Noth vorhanden, unſere Außen-Vertheidigungen preiszugeben. Ich hoffte,

Ihr würdet Anſtalten treffen, die Errichtung der Batterie zu vereiteln.“

Die übrigen Offiziere, welche Heydersdorff's Stolz kannten, ſahen den kecken Sprecher erſchrocken kommen.

„Nun, wenn er den Affront ſchluckt!“ ſagte leiſe Cruget zu dem Wirth. „Seht nur, wie die Soldaten vor ſich hin lächeln.“

Aber der General ſah weder das ſpöttiſche Lächeln, noch ſchien er den Vorwurf der Feigheit, der in Blitzencron's Worten lag, zu verſtehen. In äußerſter Verlegenheit und Rathloſigkeit ſtieß er die Frage hervor:

„Ja, meine Herren, was machen wir nun?“

„Wir bitten, daß Ihr uns geſtattet, in aller Eile die ſoeben verlaſſenen Poſten wieder einzunehmen,“ rief Schönbeck aus. „Bereits ſeit zwei Stunden ſind wir abgezogen.“

„Seht! Da kommen die Soldaten auch ſchon vom Mittelthore her mit dem Obriſtwachtmeiſter vom Bonner'ſchen Regimente!“ rief Alvendel aus. „Herr Commandant, was haben wir gethan? Das iſt nicht zu verantworten. Laßt uns ſchnell die Poſten wieder beſetzen!“*)

---

*) Hiſtoriſch.

„Nun, so thut wie Ihr wollt, meine Herren, aber ich lade auch die Verantwortlichkeit auf Euch," lautete Heydersdorff's Antwort.

„Eilends hinauf auf die Sternschanze!" schrie Blitzencron — „eilends, sonst kommen die Feinde uns zuvor und besetzen sie!"

„Es währte nur kurze Zeit, da hatten sich die einzelnen Corps wieder geordnet und zogen zur Stadt hinaus. Doch es war in der That zu spät, Melac hatte von Ferne den Abzug der Truppen vom Berge bemerkt, aber eine List befürchtet. Er befahl daher fünf Grenadieren, daß sie heimlich auf Kundschaft auszögen und die Absicht des Feindes zu entdecken suchten.

Von hinten her, durch die Bäume geschützt, gelangte die kleine Recognoscirungs-Truppe bis zu den Palissaden hin, welche die Schanze von dem Walde trennten und dieselbe umgaben. Zu ihrem Erstaunen und Befremden erblickten sie Niemand. Alles blieb still, denn nicht einmal eine Wache war mehr aufgestellt.

„Milles tonnères!" sagte einer der Grenadiere. „Diese Einfaltspinsel scheinen in die Frühmesse gegangen zu sein — und haben die Schanze à la garde du bon dieu gelassen.

„Oder dem Teufel, denn unser Commandant ist sein Lieblingssöhnchen," sagte ein Anderer. „Aber wir müssen uns darinnen umschauen, Kameraden. Sollte es eine List sein, so ist sie nicht fein angelegt, denn unsere Leute kommen uns bald zu Hülfe."

„Bon, mais comment faire?"

„Fi, il faut grimper ces palissades comme des singes," lautete die Antwort. „Es muß Einer auf meinen Rücken steigen, hinunterspringen und sich im Innern ein wenig umsehen, ob die Schanze wirklich leer ist." — Gesagt, gethan. Einer der Grenadiere kletterte hinauf und sprang dann auf den weichen Boden hinunter. Vorsichtig lud er zuerst seine lange Muskete, die man ihm hinunter reichte, und schlich sich alsdann langsam, leise auftretend, dann aber immer kühner vorwärts gegen das sternförmig gebaute Häuschen. Ein Blick durch eines der kleinen Löcher zeigte den inneren Wachtraum als leer — aber kaum hatte der Soldat eine der ersten Kanonen gesehen, als er einen Jubelruf ausstieß.

„Vernagelt! Alle! pardieu! sie haben sich pour bon in die Stadt zurückgezogen," rief er aus. Dann eilte er zu seinen Kameraden zurück, und ehe zwei Minuten vergangen waren, standen alle

Fünf mitten auf der Verschanzung. Mit lautem Rufen schwenkten sie ihre großen Pelzmützen auf den Spitzen ihrer Gewehre und machten sich sodann an's Werk, eine Passage für die übrigen Soldaten zu hauen.

Melac hatte zur Vorsorge eine Abtheilung von zwanzig Dragonern in die Nähe der Grenadiere nachschleichen lassen. Diese arbeiteten kräftig an der Demolirung der Palissaden, während Einer von ihnen zurückeilte, die frohe Nachricht dem Führer zu überbringen.

Nichts ahnend, war indessen die Besatzung und an deren Spitze Blitzencron schon bis über die Hälfte des Weges angelangt, da blieb der Letztere betroffen stehen. Ein lautes Jubelgeschrei ertönte von der Schanze her und gleich darauf sah man die fremden Uniformen an der äußersten Brüstung auftauchen.

„Vive le roi! vive le roi!" erscholl es aus vielen Kehlen, worauf die Gewehre den Verrathenen höhnisch eine Salve entgegenkrachten.

„Verflucht! Die Feinde haben die Schanze bezogen," rief Blitzencron dunkelroth vor Zorn aus.

„Sollten wir nicht versuchen, die welschen Hunde wieder hinauszujagen?" fragte sein Wachtmeister.

„Ich hätte gute Lust, es zu thun," antwortete

Blitzencron, „wenn ich nicht glaubte, daß es die Leute umsonst morden hieße. Wir sind nicht genug zu dem Unternehmen, zumal wir nicht alle Kanonen vernagelt haben. Zwei sind noch brauchbar. Wir wollen umkehren und anstatt dessen das Speyerer Thor doppelt und dreifach besetzen."

Die Schanze lag unweit der Speyerer Vorstadt, und Blitzencron's Vermuthung war begründet, wenn er annahm, die Feinde möchten von der Schanze durch dieses Thor einzudringen suchen. Melac und Choisseul gingen eilig an's Werk, denn ehe die kleine Besatzung in die Stadt gelangte und die Unheilskunde brachte, krachten auch schon Schüsse von der etwas weiter oben, dem Schlosse näher zu gelegenen Schanze «der Trutzbaier», welche noch aus dem Jahre 1504 stammte.

Inzwischen hatte Heydersdorff die Bürger noch mehr bestürzt gemacht. Er befahl nämlich, nachdem er bei dem kurfürstlichen Marstalle ankam, die dort befindlichen Magazine, sowohl kaiserliche als kurfürstliche, aufzumachen und vor seinen Augen alles Mehl und Korn auf die Straße und in Säcken in den Neckar zu werfen, damit die Feinde keine Vorräthe fänden. Desgleichen mußte eine große Quantität Wein ausgeleert werden, was von dem letzten Herbste eingekeltert worden war. Nachdem

er somit gethan, was er für seine Pflicht hielt, begab er sich nach den übrigen Vorrathshäusern, von seinem Obristwachtmeister und seinen Trabanten begleitet.

Der Anordnung Blitzencron's zufolge zogen Soldaten sogleich zum Mittelthore hinaus, um dort wieder feste Position zu nehmen. Aber bereits stürzten die Franzosen von der Schanze ihnen bis auf Musketenschuß entgegen und drängten diese wieder zurück in das Thor hinein.

„Der Feind dringt in die Vorstadt!" rief laut einer der abgesandten Soldaten auf dem Markte aus, wo in diesem Augenblicke der General hielt und neben ihm Alvendel. Schreiend stürzten die Weiber auseinander, ihren Häusern zu, um Kinder und Kranke zu flüchten.

„Der Feind dringt in die Vorstadt!" erscholl es von Mund zu Mund.

„Wir müssen ihn abhalten," rief der wackere Alvendel aus. „Allons, meine Brüder," setzte er gegen seine Soldaten gewendet, hinzu, indem er das Schwert zog. „Folgt mir, und wer nicht folgt, den schieße ich gleich über den Haufen."

„Wir folgen Alle," schrien die Soldaten, und auch die anwesenden Bürger stimmten mit ein.

„Nicht Alle! Dreihundert folgen mir für jetzt,"

antwortete Alvendel, und ohne ein Wort an Heydersdorff zu richten, stürzte er an der Spitze seiner kühnen Schaar fort.

„Herr General, soll ich nicht zum Succurs die übrige Mannschaft nachführen?“ fragte einer der Hauptleute, „denn es befinden sich noch mehr als dreihundert Soldaten müßig auf dem Markte.“

„Nein, es ist des Opfers genug,“ sprach dumpf der Commandant. „Wir wollen aber selbst an das Thor hinreiten.“

Damit klopfte er seinem Rosse auf den Nacken und ritt langsam dem Mittelthore zu, wo er aber das Thor nicht passirte, sondern einige Schritte davon entfernt Posto nahm.

Es wäre nun wohl des Commandanten Pflicht und Schuldigkeit gewesen, daß er diese Frist benutzt hätte, um nachsehen zu lassen, ob auch alle Vorkehrungen getroffen seien, daß für den Fall eines Rückzuges der Besatzung dieselbe in Sicherheit heimflüchten könne. Es galt zu wissen, ob die Brücke eilends aufgezogen, das Fallgatter niedergelassen werden konnte; denn seit Jahren hatte man die Brücke nicht aufgezogen, noch das Schutzgatter heruntergelassen, da das Thor einen der Hauptcommunicationseingänge zwischen Stadt und Vorstadt bildete.

Alvendel und seine tapfere Schaar leisteten gegen die wild andrängenden Franzosen in der Vorstadt kräftigen Widerstand. Zwei Stunden dauerte der blutige Kampf, da mußten die Heidelberger, von dem weit überlegenen Feinde gedrängt, langsam zurückweichen. Aber männlich erfochten sie den Rückzug, Keiner derselben wandte dem Feinde den Rücken und am tapfersten hieb Alvendel in der vordersten Reihe um sich. Erst als die hintersten Reihen der Kämpfenden innerhalb des Thores angelangt waren, gab Alvendel den Befehl zur schleunigen Flucht, damit man noch die Brücke rechtzeitig aufziehen und den Feinden den Eingang verwehren könne.

Hauptmann Cronstrom, welcher mit einigen Männern das Thor hütete, stürzte vor und half den Leuten, die Kette um die Fallbrücke aufzuziehen. Dabei wagte er sich aber zu weit vor und brach, von einem Schusse getroffen, zusammen. Rasch faßte man den Sinkenden auf und trug ihn in das nahe gelegene Kapuzinerkloster, obgleich er flehentlich mit sterbender Stimme bat, man möge ihn sterben lassen, kein Mann möge um seinetwegen den Platz verlassen. Durch diesen Unglücksfall war aber leider eine momentane Verzögerung eingetreten, welche die Franzosen benutzten, um die

Brücke zu betreten und mit Gewalt in das Thor einzudringen. Die Sperrung des letzteren, das Herablaſſen des Gatters war unmöglich.

„Es gilt jetzt, mit dem Leben unſere Stadt zu vertheidigen," rief Alvendel unerſchrocken aus, obgleich ſein linker Arm durch einen Streifſchuß verwundet war.

Aber die Garniſon gerieth in Unordnung und leiſtete minder energiſch dem Befehle Gehorſam. Als Heydersdorff ausrief: „Auf's Schloß, rette ſich wer kann!" dann ſeinem Pferde die Sporen eindrückend, das Beiſpiel zur Flucht gab, da löſte ſich ein Soldat nach dem andern von den Kämpfenden ab und warf die Waffen nieder. Bald mußte auch Alvendel von ſeinem Poſten weichen und ſich den Fliehenden anſchließen. Mit lautem Geſchrei ſtürzten die Feinde herein.

Am oberen Thore ſtanden, während dieſer Kampf vorfiel, die Soldaten noch auf ihren Poſten. Aber kaum hatte der Obriſtwachtmeiſter Heydersdorff's ihnen die Kunde überbracht, als ſie augenblicklich ebenfalls dem Schloſſe zuflohen.

Die Bürger allein hielten noch treulich aus, denn Heydersdorff hatte ſie weder viſitirt, noch warnen laſſen. Da ſtürzten mit aufgeregter Miene Lieſe und Käthchen, mit einer Anzahl Weiber und

Jungfrauen, auf das Kettenthor zu, um das kleine Lager der Bürger zu alarmiren.

„Rettet, rettet Euch! Alles ist verloren," keuchten die Entsetzten durcheinander. „Auf's Schloß, auf's Schloß!" Jede rief laut den Namen ihres Gatten, ihres Vaters oder Verlobten aus.

Noch zögerten die Wackeren, ob sie dem Rufe folgen sollten. Als aber auch angesehene Bürger hinzu kamen und das Unheil bestätigten, dann stürzten sie ebenfalls dem schützenden Schlosse zu. Vom Weitem schon drang das furchtbare Geschrei und Gekreisch der Weiber, das Knallen der Schüsse und das Klingen der Schwerter ihnen zu Ohren. Aber ob sie auch ihre Schritte beeilen mochten, so schnell sollten sie doch nicht in die Burg gelangen, denn wahrhaft schauerlich ward das Gedränge, je näher man dem Burgsteige kam. Soldaten, Bürger, Weiber mit ihren kleinen Kindern auf den Armen und größere, die sich an deren Röcke hängten, um fortgeschleift zu werden, trafen hier von allen Straßen in einem furchtbaren Knäuel zusammen. Ohne Erbarmen bahnten sich die Söldner Platz; wer nicht gutwillig wich, wurde mit gezogenem Säbel zurückgestoßen, ob das Opfer ihrer Brutalität niedersank oder nur fluchend zurücktaumelte.

„Jesus Christus, das Kind!“ schrie Liese auf, als ein unschuldiges Geschöpfchen, von der leitenden Mutter losgerissen, niederfiel und in Gefahr war, zertreten zu werden.

„Mein Kind!“ schrie die unglückliche Mutter kreischend auf. „Haltet nur einen Augenblick!“ Aber während sie sich bückte und Liese ihr behülflich sein wollte, drängten die Nachkommenden so gewaltig, daß Liese fast der Athem ausging und sie vom Boden aufgehoben wurde. Ueber die gefallene Mutter, die mit ausgebreiteten Armen ihr Kind zu schützen suchte, schritt die aufgeregte Masse. Nicht weit von der Stelle, wo Käthchen, am Arme Balthasar's hängend, mühsam Schritt vor Schritt vorwärts kam, führte eine junge Jüdin einen ehrwürdigen Greis. Mit aller Anstrengung ihrer jugendlichen Kraft suchte diese den schwachen Alten aufrecht zu erhalten. Aber es war vergeblich. Der Alte vermochte nicht so schnell den steilen Weg hinaufzusteigen, als die folgenden Menschen verlangten.

„Was zum Teufel, alter Hund, sperrst Du ehrlichen Christenleuten den Weg ab!“ brüllte ein Soldat hinter dem Paare. „Auf die Seite, sage ich!“

„Gnade, Gnade! Wir können ja nicht aus-

weichen," flehte das Mädchen, das kaum Platz fand, den schönen Kopf dem Manne zuzuwenden.

Es war ein liebliches, bleiches Antlitz, dessen flehender Ausdruck ein Herz von Stein erweicht hätte, aber des Soldaten Herz war noch härter als Stein, denn mit seiner kräftigen, derben Faust versetzte er dem Greise einen Schlag auf die Brust, daß dieser in die Kniee sank.

„Menschliches Ungeheuer! Gott Abrahams möge Dich strafen mit strenger Hand," rief das junge Mädchen aus und suchte den Greis wieder aufzurichten.

„Vorwärts, wer hält den Zug auf?" schrie es ungeduldig von unten herauf.

„Um Gotteswillen weiter! Die Franzosen holen uns noch ein und metzeln uns nieder," schrieen Andere und wieder wurde gedrängt und geschoben.

„Komm mit uns," bat Käthchen, „Du kannst den Großvater nicht mehr retten. Dabei faßte sie mitleidig das Mädchen bei der Hand. Aber in dem Augenblicke trennte sie schon ein stattliches Weib mit weit herabhängenden Haaren und zerrissenem Gewande, welches an der Brust einen Säugling hielt. Die schlanke Gestalt der Jüdin wurde zu Boden geworfen und verschwand gänzlich unter den Tritten der über sie hinweg Drängenden.

„O Gott, das ist entsetzlich!“ stöhnte Käthchen. „Fluch Dem, der uns in dieses Elend gestürzt!“

„Ja, Gottes und der Menschen Fluch,“ setzte das junge Weib mit dem Säuglinge hinzu. Dieses Kind ist Alles, was ich von meiner Habe gerettet habe, Alles, Alles! Aber lieber will ich mit dem Kinde hier zertreten werdn, als von den menschlichen Dämonen der Hölle entehrt werden. Gott erbarme sich der Unglücklichen, die ihnen in die Hände fallen!“

„Ich hoffe, sie werden in den Kirchen Schutz finden. Die Feinde müssen doch das Gotteshaus heilig halten.“

„Glaubt das nicht — ihnen ist Nichts heilig, am wenigsten ketzerische Kirchen.“

„Herr Gott, es brennt schon!“ schrie plötzlich eine Stimme. „Es brennt! Barmherziger Gott, die Barbaren haben wieder die Stadt angesteckt.“

„Gott, meine Mutter, mein Vater,“ rief Käthchen aus. „O Balthasar, ich hätte sie nicht verlassen sollen. Laß mich umkehren — ich will nach meiner guten Mutter sehen.“

„Das ist unmöglich,“ sagte Balthasar. „So lieb Dein und mein Leben uns sind, versuche eine Umkehr nicht! Wenn Du umkommst, sterbe ich auch, Käthchen.“

„O, wenn wir nur erst oben wären!“ seufzte sie unter heißen Thränen. „Meine Kniee beben — ich fürchte, ich kann nicht viel länger dieses Drängen aushalten.“

„Nur noch ein wenig Muth, Geliebte! Wir sind nicht mehr weit vom Thore.“ Damit umschlang er sie und stützte ihre wankenden Schritte.

Endlich war der schwere Gang zurückgelegt. In das offene Burgthor stürzten die geretteten Bürger, Weiber und Kinder, auf das Schloß zu. Aber nicht Alle sollten unbeschädigt in den rettenden Hafen einlaufen, denn schon hatte der Feind Jagd gegeben und zeigte sich am Fuße des Burgsteiges. Aergerlich, daß sie ihre Leute nicht erfassen konnten, feuerten sie auf dieselben, wobei sie zwei Männer und einige Weiber verwundeten, die aber von den Anderen dennoch aufgenommen und in das Schloß getragen wurden. Einige Offiziere, unter ihnen Alvendel und der Veteran Dörpp, hatten sich am Thore aufgestellt, um Ordnung zu halten. Sobald die letzten Flüchtlinge eingetreten, verließen auch die wachthabenden Soldaten das Burgthor, um sich gleichfalls in das Schloß zu begeben. Glücklicherweise wandte sich Alvendel noch einmal gegen das Thor um, und seine Augen sprühten Feuer, als er bemerkte, daß

nicht einmal daſſelbe geſchloſſen, noch das Fallgatter niedergelaſſen ward.

„Zurück auf Euere Poſten!“ donnerte Alvendel der beſtürzten Wache zu, „oder ich ſtoße Euch auf der Stelle nieder. Schämt Ihr Euch nicht, Euere Pflicht ſo feig hintanzuſetzen und ſo viele Menſchenleben in Gefahr zu bringen?“

„Der Feind iſt bereits halbwegs oben,“ ſagte einer der Männer trotzig.

„Um ſo ſchlimmer — aber noch iſt nicht Alles verloren,“ antwortete der Obriſtlieutenant von Wald. Wir wollen Euch bei der Arbeit helfen, Leutchen. Courage! Vorwärts!“

Alle kehrten beſchämt um und arbeiteten aus Leibeskräften. Alvendel vergaß ſeiner nur mit einem Tuche verbundenen Wunde bei der Dringlichkeit der Verrichtung, und ihre Aufopferung ward mit Erfolg gekrönt. Trotzdem, daß einige Schüſſe leicht die Mannſchaft trafen und dieſe verwundeten, gelang es doch, die ſchwere Brücke aufzuziehen, das Fallgatter niederzulaſſen und dadurch eine Kluft zwiſchen dem Feinde und den Flüchtigen zu bilden.

„Gott ſei gedankt, ſoweit wären wir in Sicherheit,“ ſagte Wald, „und können ausruhen, um Kräfte für die nachfolgenden Tage zu gewinnen. Man

wird nun wohl das Schloß mit Sturm zu nehmen trachten.“

„So wird's wohl kommen,“ ſagte Alvendel; „aber wir hätten uns ein paar Monate halten können, wenn die Bürger und Weiber nicht im Schloſſe wären. Auch beſitzen wir hinreichend Munition. Die Kanonen unſeres guten Dörpp, die er hat hinaufbringen laſſen, werden uns von großem Nutzen ſein. Es wird aber ſchwer halten, auf länger ſo viele Leute zu ernähren. Von wohnlichem Gelaſſe giebt es deſſen nur wenig ſeit dem letzten Beſuche dieſer chriſtlichen Barbaren auf dem Schloſſe.“

„Ja, wenn wir noch das Schloß in ſeiner alten Vollkommenheit, ſeine Thürme und Baſteien hätten, dann vermöchten wir jeder Armee Trotz zu bieten, bis man uns zu Hülfe käme. Am Ende werden wir gezwungen werden, eine Capitulation nachzuſuchen bei den vielen Leuten, ſollen ſie nicht vor Hunger umkommen.“

„Nun, bis dahin hat es noch Zeit,“ meinte Alvendel — „vielleicht können Etliche von den Flüchtigen heimlich in das Thal hinab oder auf's Gebirge gelangen, ſo daß wir weniger beſchwert werden. Jetzt wollen wir hören, weſſen Sinnes der General iſt,“ ſetzte er ſpöttiſch hinzu. „Nach

dem heutigen Benehmen bin ich auf Alles gefaßt. Gott vergebe ihm das viele unschuldige Blut, welches heute vergossen worden.

„Gott verzeihe ihm, — ich werde es nie verzeihen" — setzte der Obristlieutenant Wald hinzu.

Beide Offiziere traten zwar durch das Schloßthor, fanden es aber unmöglich, durch das Gedränge bis zum Eingange des Schlosses zu kommen. Hier standen die weinenden Weiber sammt Bürgern, Geistlichen, Beamten, Studenten und Offizieren. Glücklich zu preisen, wer sich auf irgend einer Staffel, einer Corniche, am Brunnen setzen oder anlehnen konnte. Der Tag war sehr warm, die Sonnenstrahlen fielen noch heiß herab, die ausgestandene Angst und die Anstrengung des Hinaufsteigens hatten mehrere Weiber in einen Zustand der Ohnmacht oder Schwäche versetzt. Mitleidig räumte man jetzt, nachdem anscheinend das nackte Leben gerettet, diesen Armen einen freieren Platz an der schönen Brunnenhalle ein, wo sie auf den kalten Steinen lagen. Unter diesen Weibern befand sich Liese, die, minder körperlich gesund, als Käthchen, völlig erschöpft schien und von Johannes dorthin getragen worden war.

„Es ist nur Schwäche," tröstete Käthchen den betrübten jungen Ehemann. „Wenn ich doch daran

gedacht hätte, einen Krug Wein mit uns zu nehmen! Aber Gott Lob, da ist ja Wasser im Brunnen. Wir wollen einen Eimer heraufziehen, das frische Getränk wird Allen wohlthun."

Johannes rief noch einen jungen Mann herbei und Beide beförderten das wohlthätige Geschenk Gottes aus der Tiefe an's Tageslicht. Glücklicherweise hatten Johannes und Andere noch ihre hörnernen Trinkbecher am Gürtel hängen und reichten diese abwechselnd den Frauen hin. Sie hatten die Freude, eine gesegnete Wirkung des frischen Trunkes an Allen zu gewahren.

„Das hat gut gethan," sagte ein junges Mädchen mit einem matten, aber dankbaren Lächeln. „Nun wollen wir andern Schmachtenden diese Heilanstalt einräumen, insbesondere den Frauen mit ihren Kindern."

In diesem Augenblicke wurde Alvendel beim Arme angefaßt. Als er sich umschaute, sah er Obrist Dörpp neben einem wunderlich, fremdartig gekleideten alten Manne stehen. Freudig ergriff Alvendel die Hand des Veteranen.

„Na, da bist Du, alter Freund, sain und sauf, wie ich sehe; habe mir schon ernstliche Sorgen um Dich gemacht. Wo warst Du?"

„Ich begab mich, gleich nachdem ich vernommen, daß

die Schanzen aufgegeben und die Kanonen vernagelt würden, in meine Stückgießerei, und ließ von dort zwei vierpfündige gezogene Kanonen auf's Schloß befördern, weil ich entschlossen war, von dort herab auf die Feinde zu feuern. Als wir aber oben auf dem Altane die Kanonen aufgestellt hatten, brachte mir des Ritterwirths Peter die Nachricht, daß die Feinde bereits vor dem Mittelthore seien, und müßten unfehlbar eindringen, da die Fallbrücke nicht mehr aufgezogen werden könne."

„Ein Schuß warf leider den wackeren Cronstrom nieder, als er eben damit beschäftigt war, den Leuten zu helfen."

„Lebt er noch?"

„Kann's nicht sagen, — man brachte ihn in das Kapuzinerkloster und wir Anderen mußten die Flucht ergreifen."

„Das ist ein schmachvolles Ende für uns Heidelberger," sagte der alte Dörpp finster. „Die armen Einwohner müssen jetzt für den höllischen Verrath, der hier ausgeübt worden, büßen. Aber auch Er wird seine Strafe erhalten, oder es giebt keinen gerechten Gott mehr, der über uns im Regimente sitzt."

„Herr Obristlieutenant, wollet meines Anliegens eingedenk sein," bat schüchtern der Alte hinter ihm.

„Bei meiner Treue, ja!“ ſagte raſch Dörpp. „Alvendel, oder Du, Wald, habt Ihr nirgends in der Stadt oder bei den Flüchtigen des Carmer's Töchterchen erblickt? Sollte ſie wohl noch auf's Schloß gelangt ſein?“

„Ich kann leider keine Auskunft geben, lieber Freund; wir können auch kaum in dieſem Getriebe nach ihr forſchen.“

„O, ſie muß hier ſein, ich bat ſie ſo dringend darum,“ ſtieß der Alte im Tone tiefen Kummers aus. „Ich erwarte ſie ſchon ſeit geſtern am Grabe ihres Großvaters, um ihr und den Jungfrauen Schutz zu ſichern, denn ich ahnte es wohl, wie Alles kommen werde — ich ahnte es wohl! Die Stimmen der Sterne haben die Wahrheit mir zugeflüſtert; die himmliſchen Mächte lügen nie.“

„Wen haſt Du da?“ fragte erſtaunt Alvendel leiſe den Artillerieobriſten. „Kann ich mich doch nicht entſinnen, ihn unter den Dienern der Univerſität geſehen zu haben? Es wird beim Himmel doch nicht — —“

„Der Naturforſcher des Schloſſes ſein,“ ergänzte Dörpp lächelnd. „Gewiß, er iſt es, und eine kreuzbrave, redliche Seele, die eines beſſeren Patrons würdig wäre. Laßt ihn gewähren und erzeiget Euch freundlich, Freunde. Er wird uns

sehr nützlich sein, um die Weiber unterzubringen, denn sie dürfen der Besatzung nicht im Wege stehen."

Alvendel und Wald nickten zustimmig, worauf sich der Erstere rasch zu dem Alten umwandte:

„Man sagt, Ihr verständet allerlei Künste, Vater Bernardus. Wisset Ihr ein Hexenstücklein, um diese armen Leute aus dem Bereiche der Gefahr und überhaupt aus diesen Mauern zu zaubern, wären wir Euch dankbar, denn hier im Hofe können sie doch nicht die Nacht zubringen."

„Ein Zauberer bin ich nicht," erwiderte der Gelehrte in gleich freundlichem, halb scherzendem Tone „aber mir deucht, ich vermöchte Euch Herren einen Rath zu geben, wenn Ihr denselben von mir annehmen wolltet."

„Das wollen wir gewiß, denn Dörpp's Wort ist mir Bürgschaft, daß Ihr es besser mit Heidelberg meinet, als unser Commandant. Redet, alter Herr."

„Nun, ich dächte, wir brächten die Weiber und Kinder zunächst in der Kapelle unter. Sie ist geräumig unten und ebenfalls die Galerien. Den Fürstenstuhl könnte man für die Weiber mit den kleinen Kindern bestimmen und in der Kapelle Stroh zu Lagern legen lassen. Dadurch wären sie von der Berührung mit der Besatzung abgeschnitten.

Die Ehemänner sollen aus der Küche täglich das Essen und das Getränk holen. Die ledigen Bürger und Burschen stellen wir bei der Besatzung an, damit sie gut beaufsichtigt sind und alleweil sich nützlich machen können."

„Wahrhaftig, der Gedanke leuchtet mir ein," rief Alvendel.

„Mir auch," stimmte Wald ihm bei.

„Im Stückgarten oder auf der Terrasse, falls es nicht zu einer regelmäßigen Beschießung kommt, könnten die Weiber auch am Tage im Sonnenscheine sich aufhalten," setzte der Alte hinzu.

„Gut. Kommt es aber zu einer Belagerung und würde gar das schöne, so vielfach zerstörte Gebäude vollends in Flammen aufgehen, was dann mit den Weibern anfangen?"

„Sorgen wir für die Gegenwart, Herr Obristlieutenant. — Die Zukunft wird Gott lenken," sagte der Alte heimlich. „Ich glaube nicht, daß er diesem kleinen Reste gestattete, sich zu retten, wenn er bestimmt hätte, daß sie unter den brutalen Händen der Feinde enden sollten. Seid mir behülflich, Ihr Herren, zu erkunden, ob von Carmer's Haus sich eine Seele hier befindet. Ich kann weder rasten noch ruhen, bis ich über Liesens Schicksal Gewißheit habe. Ist sie nicht im Schlosse,

so will ich mein Leben noch daran wagen, sie in der Stadt zu suchen."

„Johannes! so wahr ich lebe," rief Alvendel aus, welcher gerade in dem Moment seine Blicke nach der Richtung des Brunnens lenkte.

„Wo, wo?" fragte hastig der Alte. „O bringt mich zu ihm, lieber Herr Obrist! Johannes wäre nicht ohne seine Gattin hier in Sicherheit."

„So folgt mir," sagte Dörpp. „Ich will versuchen, Euch Bahn zu machen."

Es hielt nicht leicht, über den Hof zu kommen, aber es gelang, denn die Flüchtlinge machten den wohlbekannten patriotischen Offizieren so gut Platz, als der beschränkte Raum es gestattete. Vater Bernardus warf einen mitleidigen Blick auf ein junges Weib, welches sich vergeblich bemühte, durch Liebkosungen das Wimmern eines Kindes zum Schweigen zu bringen.

„Armes Kind, so früh mußt Du in das irdische Elend eingeweiht werden!" sprach der Alte.

„Es hat Hunger," erwiderte die Mutter, „und ich habe keine Milch, ihm diesen zu stillen.

„Seid nur noch eine kurze Weile geduldig, gutes Weib; bald soll Euch Nahrung gereicht werden. Habt Ihr nicht unter Euch etwa des Carmer's Liese gesehen?"

„Sie ist hier — ich sah, wie ihr Mann sie ohnmächtig unter die Brunnenhalle trug," lautete die Antwort.

„Gott segne Euch," sagte der Alte und schob sich vorwärts bis zum Brunnen.

Hier waren indessen die drei Offiziere auf die Stufen gelangt; Dörpp hatte Johannes' Hand gefaßt.

„Gott zum Gruß, Vater Bernardus!" rief ihm Johannes entgegen. „Ihr habt uns nicht vergessen, wie ich vernehme."

„Vergessen? Könnte ich eine christliche Seele vergessen, die so früh den Herrn der Liebe über Alles lieben gelernt?" erwiderte der Alte. „Wo ist Euer liebes Weib, Johannes?"

„Dort hinten in der Ecke, Vater; es war noch ein stilles Plätzchen für sie."

Käthchen schaute erstaunt, fast erschrocken, von der am Boden liegenden Freundin auf, als Johannes sich mit dem Alten näherte.

„Herr Jesus, Lieschen, wen bringt Johannes daher? Sieh nur den fremden alten Mann an, mit dem langen weißen Barte und dem Baret auf dem Kopfe."

„Ist das wohl ein Jude?" fragten sich die anderen Frauen und Mädchen erstaunt untereinander.

Lieschens Herz klopfte in freudiger Ahnung und ein sonniges Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie die Ankommenden gewahrte.

„Das ist der gute, liebe Zauberer vom Schlosse, Käthchen," sagte sie freudig, dann richtete sie sich auf und streckte dem Alten die Hand entgegen.

„Gelobt sei Gott und alle seine himmlischen Heerschaaren, daß ich Euch, geliebte Frau, hier verborgen finde," sprach der Alte und küßte mit ritterlichem Anstande die dargebotene Hand.

„Wir sind gerettet," sprach Liese, während Thränen aus ihren Augen flossen. „Aber mein Vater, meine gute Martha und Dörtchen fehlen. Ich dachte nur daran, Johannes zu retten — Dörtchen aber versprach, auf einem andern Wege sich auch in's Schloß zu flüchten."

„Aber Martha?" fragte Dörpp.

„Ach, die gute Samariterin war am Morgen ausgegangen, um im Spitale die Verwundeten zu pflegen, welche man den Tag zuvor hereinbrachte. Wenn sie nur Zeit gehabt hat, sich in eine der Kirchen zu flüchten, die Arme. O, mein Gott, wenn sie den erbarmungslosen Würgern in die Hände gefallen wäre!"

„Ich bin weniger um Martha besorgt, als um unsere Väter," sagte Balthasar, „denn Martha kennt

zu gut Haus und Gelegenheit. Unsere Väter aber standen mit den Waffen dem Feinde gegenüber und werden keine Gnade erfahren haben, wenn es ihnen nicht gelungen, sich zu verstecken."

„Alvendel meinte, es sei doch nicht unmöglich, daß die Männer gerettet seien, da ein großer Theil der hereindringenden Soldaten Melac's sogleich den Flüchtigen, die nach dem Schlosse entkamen, nachgejagt sei."

„Möge der Herr sie behütet haben," sprach Vater Bernardus. „Einstweilen aber bin ich gekommen, mich zu Eurem Ritter aufzuwerfen, holde Frau. Ich kann Euch ein gutes Quartier im Schlosse anweisen, wo Ihr zum Mindesten Euch einer guten Nachtruhe erfreuen möget."

„Aber nicht für mich allein — auch für diese Armen wollet gütig sorgen," sagte Lieschen. „Dort liegen sechs Jungfrauen, brave, sittsame Töchter ehrbarer Eltern. Nehmt Euch ihrer an, Vater."

„Ich habe Raum für sie Alle, so sie mit meiner Wohnung vorlieb nehmen mögen, und mit Dem, was ein alter Junggeselle ihnen an Behaglichkeit zu bieten vermag. Sicher sind sie indeß bei mir. Der General hat mir gestattet, nach Belieben für die flüchtigen Jungfrauen Sorge zu tragen."

„Das ist die einzige That, für welche ihm die

Heidelberger danken dürfen," stieß Dörpp mit düsterer Miene aus.

„Seid nicht zu strenge, Obrist," sagte Liese bittend. „Wenn ein Fehler gemacht worden, ist es sicherlich nicht in böswilliger Absicht geschehen. Wir wollen nicht richten, denn der Herr hat dieses Elend zugelassen, und weiß wohl, warum er solches gethan. Wir, die wir hier hinter diesen festen Mauern geborgen sind und Schutz bei dem Generale finden, dürfen weder unchristlich richten noch tadeln."

„Wir wollen auch nicht richten — aber ich fürchte, Andere werden es thun," erwiderte Alvendel feierlich.

„Vermöget Ihr den Weg anzutreten, mich in's Schloß zu begleiten?" fragte Bernardus, welcher dieser Unterhaltung ein Ende zu machen wünschte.

„Ich glaube schon," sagte Lieschen — „wenn Johannes mir die Hand reicht. Ich fühle mich jetzt stärker. Wie steht's mit Euch, Mädchen?" fragte sie ihre jungen Leidensgefährtinnen.

Diese erklärten, daß sie sich ebenfalls im Stande glaubten, die kurze Reise glücklich zurückzulegen, worauf Alle in den Hof traten und zum Schloßthore durch die kleine Pforte hinaus zu ge-

langen trachteten. Bernardus ging noch zu der jungen Mutter, die ihm zu Liese gewiesen, und gab ihr ein Zeichen, mit ihm zu gehen.

Der Alte geleitete seine Schutzbefohlenen nach dem schönen Elisabethenthore, das aber theilweise durch die Sprengung im Jahre 1669 beschädigt worden war. Aus dem Stückgarten führte eine kleine Pforte hinter die innere Umzäunungsmauer des Schlosses, von wo die Flüchtigen auf einer schönen steinernen Treppe in das englische Haus und von diesem aus in den Otto-Heinrichsbau gelangten. Hier, nachdem sie durch mehrere kleine Gänge geschritten, sahen sie sich am Fuße einer schmalen, spiralförmigen Treppe. „Diese führt hinauf in meine Wohnung," sagte der Alte. „Hoffentlich fürchtet Ihr Euch nicht, zumal solch tapfere Ritter Euch geleiten."

„Vor menschlichen Feinden schützen uns diese guten Schwerter," sagte Johannes lachend, „und vor den bösen Geistern schützt uns —"

„Gott, das gute Gewissen und die Anwesenheit der reinen Jungfrauen," ergänzte der Alte. „Nun wohlan denn, es sei gewagt."

Sie mußten aber ziemlich hoch steigen und fühlten sich erleichtert, als der Alte eine Thür aufschloß, zu welcher er den Schlüssel bei sich führte.

Aus dem ersten, völlig leeren Gemache führten rechts und links zwei Thüren. Der Alte wies nach beiden hin. „Diese links führt nach dem schönen Rittersaale und in die Wohnung des Generals und seiner Adjutanten. Die Thüre rechts führt in mein Gebiet, das ich aber den Frauenzimmern abtrete und nicht ohne Erlaubniß besuchen werde.“ Dabei schloß er die Thüre auf. Die Gäste erstaunten angenehm, als sie hier Alles zu einem ruhigen Nachtlager vorhanden fänden. Aus diesem Gemache ging es in ein zweites, das ebenfalls geräumig genug war, um mehrere Personen aufzunehmen.

„Der Raum ist klein, aber die Betten sind groß. Ich denke, auf ein paar Tage wird man sich wohl behelfen können,“ sagte der Alte. „Dieses dritte Gemach kann zum Speisesaal dienen, obgleich es eigentlich meine Bibliothek ist. Nebenan ist mein Studir- und Schlafgemach. Diese beiden Räume besitzen, wie Ihr bemerken könnt, aparte Ausgänge, die auf der Treppe münden, so daß man zu mir gelangt, ohne Euch zu incommodiren.“

„Dürfen wir, nun wir einmal an der Grenze stehen, nicht auch einen Blick in das gelobte Land thun, nämlich in Vater Bernardus' Heiligthum?“ fragte Balthasar.

„Warum nicht, so es Euch Freude gewährt?“

Alle traten fast mit Ehrfurcht in das thurmartige Gemach ein und ließen sich die verschiedenen Instrumente, Karten u. s. w. erklären, woran besonders Liese großes Interesse bezeugte.

„Aber man sagt, Ihr verständet es, in den Sternen zu lesen,“ sagte Käthchen. „Von diesem schmalen Fenster aus kann der Himmel großartiges Terrain für astronomische Recherchen bieten.“

Der Alte lächelte und wies auf die kleine Treppe in der Ecke des Gemaches hin. „Dort oben ist mein Observatorium, liebe Frau. Wollt Ihr auch dorthin geführt sein?“

„Die Treppe ist steil, wie die Treppe, die zum Himmel führt,“ sagte Johannes. „Aber immerhin, Vater Zauberer, Weiber sind neugierige Geschöpfe; ich sehe es dieser hier im Gesichte an, daß sie nicht eher ruhig schlafen wird, als bis sie alle Geheimnisse enthüllt sieht.“

„Und ich glaube, daß die Herren nicht frei von derselben Schwäche sind,“ bemerkte gutmüthig spöttelnd der Alte.

„Wir sind Mitschuldige,“ riefen die Herren. „Nur voran, Vater — wir folgen Euch — und am liebsten gleich in den Himmel, dem Ihr hier oben ziemlich nahe zu sein scheint.“

Nun ging es die ſchmale Schneckentreppe hinauf, nur die junge Frau mit dem kleinen Kinde blieb zurück. Ein Ausruf des Entzückens entfuhr Allen, als ſie zuerſt nur den weiten Himmelsraum über ſich erblickten und ringsum die Wälder. Aber gleich darauf, als ſie vortraten und auf die Stadt niederſchauten, ſchlugen die Frauen beſtürzt die Hände zuſammen und brachen in Thränen aus.

„Wir hätten nicht hinauf gehen ſollen," ſagte Johannes. „Das iſt ein wehmüthiger Anblick. Dieſe dicken, ſchwarzen Rauchſäulen, die aus allen Ecken aufſteigen — und jene Flammen! — Gerechter Gott! Sollte man nicht ſagen, die ganze Stadt ſei auf einmal in Brand geſteckt worden?"

„Johannes, ſieh dort! Aus dem Dache der Heiligengeiſtkirche ſchlängelt ſich die Flamme enger," rief Lieſe aus.

„Es kann nicht ſein," ſagte Käthchen, „denn die Kirche war ja mit Weibern und Kranken angefüllt, ehe wir zu dem Kettenthore liefen. Was ſollte aus den Weibern geworden ſein?"

„Horcht, welche Töne! Es klingt wie lautes Geſchrei, — aber Wehgeſchrei," ſagte eine der Jungfrauen.

„Martha, meine liebe, gute Mutter!" ſeufzte Lieſe.

„Meine Mutter!" ſprach Käthchen laut ſchluchzend.

„Wir wollen wieder hinabſteigen," mahnte

Johannes tief bewegt. „Abhelfen können wir dem Elende nicht. Dieser Anblick macht mich aber fast wahnsinnig. Ich möchte hinunterstürzen und dem falschen Verräther, der uns diesen Jammer angethan, den Dolch in's Judasherz stoßen.“

Niemand sprach ein Wort hierauf. Johannes und Balthasar führten ihre weinenden Frauen hinab; die Anderen folgten. Im Studirzimmer angekommen, nahmen die beiden jungen Ehemänner Abschied von den Frauen, nachdem sie versprochen, sie am folgenden Tage aufzusuchen, so irgend ein Beschluß wegen der Uebergabe der Festung gefaßt werde. Nachdem sie sich verabschiedet, erschien der alte Johannes mit zwei Dienern, welche kalte Speisen brachten, dazu auch Milch für das arme kleine Kind. Bernardus sorgte dafür, daß es Keiner fehle. Als Alle erklärten, ihren Hunger befriedigt zu haben und er sah, daß sie der Ruhe bedurften, wünschte er ihnen eine gute Nacht und verschwand durch die Verbindungsthür. Die Frauen und Jungfrauen aber begaben sich in die inneren Zimmer, wo sie sich nach bester Einsicht die Lagerstätten wählten. — Die Offiziere befanden sich indessen unten, wo sie mit dem Schloßintendanten und Johannes für das Unterkommen und leibliche Labung der Frauen in der Schloßcapelle Sorge

trugen. Es zeigte sich Raum für Alle darin, und obgleich das Lager hart und kalt, so klagte doch Keine; Jede dankte vielmehr Gott für das Asyl — aber an's Schlafen dachten Wenige. Hielt doch jede dieser Armen die Sorge um liebe Angehörige in einer fieberhaften Spannung und Aufregung.

Im großen Audienzsaale fand noch spät am Abende eine wichtige Berathung statt. Heydersdorff hatte seine Offiziere um sich versammelt, um über die künftigen Schritte einen Entschluß zu fassen. Ein finsterer Ernst lagerte auf allen Gesichtern, Mehrere hatten die Häupter geneigt, saßen nachdenklich, wie in Schmerz versunken, in den hohen Sesseln. Vom Schlosse aus war ein Parlamentär in die Stadt abgesendet worden, mit dem Auftrage, um eine Capitulation zur Schonung der Einwohner zu bitten. Jetzt erwartete man sehnsüchtig die Antwort. Alle blickten mit reger Spannung auf, als endlich der abgesandte junge Offizier gemeldet wurde.

„Nun, wie steht es?" fragte Heydersdorff, hastig von seinem Ehrensitze aufspringend. „Willigen die Franzosen in unser Begehren ein?"

„Das Capitulations-Begehren ist verworfen; ich lese die Antwort in Euerer bekümmerten Miene, Obristlieutenant," sagte Blitzencron.

„So ist es, General. Man verwarf nicht nur meine Vorschläge, gegen eine Contribution die Stadt zu verschonen, sondern fügte noch Hohn und Drohung hinzu.“

„Hohn?“ wiederholte Heydersdorff. „Was sagten die übermüthigen Herren?“

„Der Commandant habe nicht vonnöthen, eine Capitulation für die Stadt nachzusuchen, da diese bereits zur Hälfte eingeäschert sei, nachdem sie von acht Regimentern rein ausgeplündert worden. Es handle sich folglich nur noch um das Schloß — und —“

„Nun, weiter!“ drängte Heydersdorff, als der Offizier schwieg.

„Mit diesem wolle man einen Accord abschließen, jedoch anders nicht, als daß nur der Commandant frei abziehen dürfe. Die Offiziere der Besatzung sammt Gemeinen, die flüchtigen Bürger und Weiber sollten sich auf Gnade und Ungnade als Kriegsgefangene ergeben.“

„Gegen diesen Accord protestire ich feierlich im Namen aller hier Anwesenden,“ rief zornig Graf Degenfeld aus. „Herr Commandant! Besser wäre es, Ihr ließet Euch unter den Trümmern dieses Schlosses begraben, als daß Ihr thut, was Euren Namen ewiglich schänden würde. In einer Capi-

tulation ſollen Alle, ohne Ausnahme, begriffen ſein — oder es findet keine ſtatt, und wir halten aus, wie der Landgraf befohlen, bis zum letzten Manne!“

Eine unbehagliche Pauſe trat auf dieſe energiſch geſprochenen Worte ein.

Heydersdorff unterbrach ſie mit der Frage, ob denn Vieles in der Stadt ruinirt, die Feuersbrünſte abſichtlich angelegt oder aus Unachtſamkeit entſtanden wären. Der Gefragte vermochte kaum ein etwas ſpöttiſches Lächeln bei dieſer Frage zu unterdrücken, das aber ſogleich wieder verſchwand. Mit tiefem Ernſte ſprach er;

„Herr General — ob abſichtlich oder nicht — wahr iſt es, daß die Stadt einen erbarmungswürdigen Anblick bietet. In den meiſten Häuſern brennt es, faſt kein Haus iſt unbeſchädigt — und Gott mag wiſſen, wie es im Innern ausſieht, da nach den Worten Choiſſeuls dieſelben rein ausgeplündert worden. Aber ich fand bei der St. Petrikirche, als ich vorbei kam, einen verwundeten Bürger liegen und habe denſelben auf meinem Pferde in's Schloß gebracht, damit er den Herren als Augenzeuge Bericht erſtatte. Er erwartet den Befehl, vor Euch zu erſcheinen.“

„Wozu uns noch mehr durch den Jammerbe-

richt entmuthigen lassen?" wehrte Heydersdorff; aber Degenfeld bat, daß man den Mann anhören wolle, da sein Bericht zeigen könne, in wie weit man dem Feinde zu trauen habe. Heydersdorff mußte den Befehl ertheilen, den Verwundeten eintreten zu lassen. Unmuthig warf er sich in seinen Sessel zurück.

„Ich wäre gerne mit diesem Auftritte verschont gewesen, Ihr Herren, denn unsere Zeit ist kostbar, wie Ihr wissen müßt."

Der Wiedereintritt des Parlamentärs unterbrach ihn. Mit demselben erschien ein Mann mit verbundenem Kopfe, den rechten Arm in der Schlinge tragend, und der nur mit Anstrengung einen Schritt vorwärts zum Tische machte. Die Offiziere wurden dadurch der unangenehmen Nothwendigkeit einer Antwort entzogen; eine bittere, verletzende schwebte auf den Lippen aller Anwesenden.

„Der Mann ist zu schwach, um zu stehen," sagte Dörpp, indem er aufstand. „Hier, mein armer Freund, nehmt meinen Sessel — ich kann noch stehen — wir Soldaten haben uns heute wenig anstrengen dürfen."

„Obrist Dörpp! Kennt Ihr mich nicht mehr?" fragte der Verwundete schmerzlich.

„Dieſe Stimme! Um Gotteswillen — täuſche ich mich — Ihr ſeid doch nicht Carmer?“

„Ich bin es in Wahrheit,“ lautete die Antwort. „Der Verband um meine Stirne, das verkruſtete Blut auf dem Geſichte macht mich wohl unkenntlich.“

„Mein armer Freund! Wie haben Euch die Barbaren zugerichtet!“

„Ich darf mich nicht beklagen, denn ich lebe noch, während meine Freunde den tiefen Schlaf des Todes ſchlafen, gräßlich verſtümmelt von den menſchlichen Teufeln.“

„So habt Ihr wohl Mann gegen Mann gekämpft, lieber Carmer?“ fragte Degenfeld, während Heydersdorff in finſterem Schweigen beharrte.

„Mann gegen Mann iſt wohl zu viel geſagt, Herr Graf, da uns die Feinde an Zahl überlegen waren und man ſogleich Alle, deren man habhaft werden konnte, gefangen nahm und in den Hexenthurm warf. Mich trieb die Angſt um Lieſe vom Bette auf und nach meiner Wohnung — aber dieſe war leer, Alles untereinander geworfen, in ſchrecklicher Verwirrung, die Truhen und Schränke mit Aexten zerſpalten, mein Schreibtiſch in drei Stücke zerhauen, der Laden mit meinen Briefen und Geſchäftsbüchern beſtreut. Aber das wäre das klei-

nere Elend gewesen. — Auf dem Boden, quer über der Schwelle der Thür, welche in's Arbeitslokal führt, lag unser armes Dörtchen und im Arbeitssaale die Magd. Gott der Gnade! und in welchem Zustande befanden sich die Unglücklichen! Die Leichen waren halb nackend, die aufgelösten Haare lagen in einem Blutlachen, die Gesichter aber waren fast unkenntlich durch die unzählig klaffenden Wunden. Sie mußten sich furchtbar gegen ihre Peiniger gewehrt haben, denn in den todten Händen sah ich noch Stücke von buntem Tuche. Beide waren ganz todt — ich vermochte nicht zu helfen — und eilte zu Haffstats. Als ich über den Rathhausplatz ging, erblickte ich meinen Freund Hammer, der mit dem geschwungenen Dolch sich gegen mehrere Soldaten wehrte. Nur dem Impulse folgend, drängte ich mich hinzu — und sah — doch meine Zunge sträubt sich, das Gräßliche zu verkünden."

„Sagt uns Alles, lieber Carmer," sagte Dörpp. „Hammer wurde bedroht?"

„O, nicht er allein — auf dem Boden lagen sechs Weiber — sie wurden von Soldaten mit Gewalt bei den Köpfen niedergehalten, während Andere ihre teuflische Lust an den Unglücklichen — Angesichts ihrer Männer — ausübten, die mit den Dragonern rangen, um die Opfer zu

befreien. Ich ſtand regungslos, wie eine Bildſäule. Entſetzen lähmte meine Beſinnung und meine Kraft — ich verſuchte auch nicht zu fliehen — ich ſtand wie angebannt auf dem Platze. Endlich riß ſich Hammer los, ſtürzte ſich wild aufſchreiend auf einen der Soldaten, ſtach ihn in den Rücken, ſo daß er über ſein ſchuldloſes Opfer fiel; dann ſtieß er der liebenden Gattin das blutige Meſſer in die Bruſt, daß das Blut hoch empor ſchoß."

„Stirb, mein gutes Weib, und bitte am Throne des himmliſchen Richters, daß er Deine Entehrer verfluche und ſeine ganze Nation!" ſchrie der Unglückliche außer ſich.

„Dazu ſage ich Amen!" ſprachen feierlich Degenfeld und alle Anweſenden, bis auf Heydersdorff, der bleich, wie ein Geſpenſt, vor ſich nieder ſah."

„Hammer lebte wohl nicht lange mehr?" fragte Alvendel düſter.

„Nein! Man packte ihn von allen Seiten und warf ihn nieder. Da aber erwachte ich aus meiner Erſtarrung und ſtürzte mich mit mehreren Bürgern auf die Krieger. Es galt mir gleich, ob ich von ihren Schwertern getroffen wurde; auch wollte ich den Unglücklichen nicht retten — denn das Leben wäre ihm nur eine Qual fernerhin geweſen — ſondern ihn und Gertrude

rächen. Ich sah Hammer fallen, mit Wunden bedeckt, seinen Körper mit viehischer Lust unter den Stiefeln zerstampfen, bis er nur noch eine formlose Masse war. Ich selbst erhielt einen Schlag auf den Kopf, der mich fast betäubte, dann einen Säbelhieb über die Stirn und zuletzt die Wunde im Arm. Es wäre um mich geschehen gewesen, wenn nicht in diesem Moment ein Signal gegeben worden, welches die Soldaten nach einem anderen Punkte abrief. Ein Bürger — ich glaube, es war der Wirth — zerrte mich gewaltsam in ein Haus und verband mich. Nachdem dieses geschehen, mußte er mich meinem Schicksale überlassen — und bald erwachte in mir das Verlangen nach Flucht und Rettung. Ich hoffte, ohne Anstoß auf den Schloßberg zu gelangen und irgendwo mich dort zu verbergen, aber es ging nicht, denn plötzlich sah ich eine Rauchsäule von der Heiligengeistkirche aufsteigen und eine wilde Horde von Dragonern mit Beilen auf die Kirchthüren losstürzen. Die Thore krachten und brachen zusammen; in die Kirche stiegen die Wütheriche und einige Minuten später erscholl ein herzzerreißendes Geschrei. Blutend stürzte ein Mann heraus, in dem ich den Stadtsyndicus erkannte."

„Was geht dort vor?" fragte ich — aber

ſchon ahnte ich das Entſetzliche. — Man hatte die Kirche oben angeſteckt und den Unglücklichen, Weibern, Greiſen und Kindern, den Ausgang verwehrt, bis über ihnen die Balken krachten, die Glocken und der Thurm ſie zu zerſchmettern drohten. Da erſt brach man die Thüre auf, aber nicht, um ſie zu retten, ſondern an heiliger Stätte, auf den Stufen des Altares ſelbſt, Weiber und Jungfrauen öffentlich zu ſchänden und die ſich Wehrenden grauſam zu verſtümmeln. Und nun — als das Maß der Greuel voll war — trieb man die Unglückſeligen mit den Säbeln hinaus, wie das Vieh. Die alten Weiber riſſen ſie an den Haaren weiter. Als ſie erſt wenige Schritte von der Kirche entfernt waren, kam ein höherer Offizier auf den Platz geſprengt und fragte, was man vorhabe.

Hohnlachend rief ein Soldat: „Wir treiben die Schafe auf die Weide!“

„Bringt ſie in das Kapuzinerkloſter,“ befahl der Offizier, „und laßt die Mönche ſie in Obhut nehmen. Vergeßt aber nicht, daß der allerhöchſte Befehl lautet, die Klöſter ſelbſt zu verſchonen, vornehmlich das Kapuziner- und das Barfüßlerkloſter. Bei Todesſtrafe iſt verboten, dort zu plündern oder den Brüdern ein Leid zuzufügen.“

„Dacht' ich mir's doch, daß die Verräther ihren Lohn voraus sich sicherten," knirschte Schönbeck. „Beim gerechten Himmel, wäre ich nur an der Spitze von meinem halben Regimente, anstatt daß ich hier eingeschlossen bin, so würde ich die erste Fackel in die Teufelshöhlen werfen und die Mönche lebendig rösten lassen!"

„Ueberlaßt dieses Geschäft dem Teufel," sagte Dörpp — „er wird den scheinheiligen Verräthern in der Hölle nichts schenken, wenn er ihre Seelen dort hat."

„Was geschah weiter?" fragte Degenfeld.

„Ich weiß nicht, Herr Graf. Ich wagte mich nicht an's Kapuzinerkloster hin, sondern schlich vorsichtig von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, überall sah ich die gröbsten Gewaltthätigkeiten ausüben, über die mir das Blut fast erstarrte. Kein Geschlecht, kein Alter wurde geschont. — In den Straßen lagen oder kauerten in den Ecken halbnackte blutende Männer, todte, von Piken durchstoßene Kinder, und Greise, deren weiße Haare mit dem Blute ihres Lebens getränkt waren. An mehreren Leichen sah ich, daß die Arme fehlten, an zweien sogar Arme und Beine. Anderen waren die Augen ausgerissen. Furchtbar starrten mich die leeren, blutenden Augenhöhlen an. Nachdem an

allen Orten geplündert, erging der Befehl, die Stadt anzuzünden. Aus meinem Verstecke sah ich die Soldaten mit Pechfackeln umherziehen und in die offenen Häuser laufen. Alle Hauptgebäude müssen ein Raub der Flammen geworden sein, denn der Qualm und Rauch drang bis zu mir herauf, wo ich mich bis nahe zur Burgsteige geschleppt hatte. Mein Blutverlust machte mich schließlich schwach — ich glaubte zu sterben und befahl meine Seele Gott, der uns so furchtbar züchtigt. Da erbarmte er sich meiner und sandte mir einen guten Engel in diesem edlen Offiziere, der setzte mich auf sein Roß und brachte mich hierher."

„Wo Euch wenigstens der Trost zu Theil werden soll, daß Liese und Johannes sammt Hafftat und seiner Gattin Käthchen wohl versorgt sind."

„Ist es möglich! Täuscht Ihr mich aus Erbarmen nicht?" stieß Carmer aus.

„Ich kann es bestätigen, lieber Carmer," sagte Alvendel. „Vor einer Stunde sahen wir sie in ein sicheres Asyl führen, nämlich in ein Gemach, das der Herr Commandant ihnen einzuräumen befohlen."

„Herr Commandant, das thatet Ihr? —

O, Gott verleihe Euch die Liebe — er verzeihe Euch — —"

Er konnte nicht weiter reden, ſondern brach zuſammen.

Die Offiziere ſprangen auf und umringten den leblos Daliegenden.

„Ich fürchte, er iſt todt!"ſagte Dörpp. „Abermals iſt eine Seele heimgegangen, die um Rache bitten wird."

„Nein, nein! Er iſt nur ohnmächtig," rief Schönbeck. „Wir wollen ihn auf ein Bett legen und den Arzt rufen laſſen. Wir haben ja beide Univerſitätsdoctoren im Schloſſe."

Vier Offiziere trugen ihn hinaus.

„O, das iſt fürchterlich!" rief Degenfeld aus. „Mein Gott, ich danke Dir, daß Du dieſe meine Augen mit Blindheit geſchlagen haſt, daß ſie wenigſtens den Jammer nicht ſehen."

Heydersdorff verhüllte ſich das Geſicht und ſtöhnte laut.

„Heydersdorff, vergebe Euch Gott, wenn Ihr an dieſen Greuelthaten Schuld und Urſache ſeid," ſprach feierlich der Graf. „Ich will nicht richten, aber Gott und Menſchen werden ein furchtbares Urtheil ſprechen, wenn Ihr nur einen Finger dazu geboten. Der Geiſt Karl Ludwig's, welcher über dieſer Stadt ſchwebt, wird ſeine Kinder rächen."

„Wer ſagt, daß ich die Schuld trage, wer will es beweiſen? Es iſt eine Lüge — ich habe dieſen Jammer nicht gewollt — nicht geahnt!“

„Still jetzt! Ich höre die Offiziere zurückkehren,“ gebot der Graf. „Sammelt Eure Geiſteskräfte, General, denn ſo wahr Gott lebt, ich dulde nicht, daß das Schloß capitulirt und die edlen Männer unter Euch eine ſchimpfliche Gefangenſchaft erfahren. Entweder ſie ziehen mit Euch frei ab — Alles, was dieſe Mauern umſchließen, Männer und Weiber, oder —“

„Nun, was noch?“

„Ich erkläre, kraft meiner Verwandtſchaft mit dem kurfürſtlichen Hauſe, die Beſatzung ihres Eides der Unterthanſchaft gegen einen Verräther entbunden — und ſende Euch als Gefangener, wie Ihr es verdient, nach Heilbronn,“ ſagte der Graf mit leiſer, aber drohender Stimme.

Heydersdorff zuckte zuſammen, als ſei er von einem giftigen Pfeile getroffen worden. Dann erhob er ſich und wandte den eintretenden Offizieren ein gräßlich entſtelltes, bleiches Antlitz zu.

„Meine Herren! Der Bericht hat mich erſchüttert. Für den Augenblick müſſen wir die Berathung aufſchieben — ich bedarf der Ruhe.“

Nach dieser Rede, die er mit unsicherer, fast gebrochener Stimme vorbrachte, wankte er zum Zimmer hinaus.

Bestürzt sahen sich die Offiziere unter einander an. Dörpp deutete stumm, aber bedeutsam auf den blinden Grafen und Alle durchzuckte es, daß ein wenig erfreuliches Zwiegespräch zwischen ihm und Heydersdorff müsse stattgefunden haben.

„Meine Freunde, wird Carmer leben?" fragte der Graf theilnehmend.

„Der Arzt glaubt es, wenn kein Fieber eintritt."

„Er muß gut verpflegt werden; mein Kammerdiener soll für ihn sorgen und bei ihm wachen. Hat man Johannes benachrichtigt?"

„Ehe wir den Juwelier verließen, sandten wir einen Boten an den Sohn," antwortete Blitzencron. „Die arme Käthe! Der entsetzliche Tod der Eltern muß ihr noch verheimlicht werden. Es wäre zu gräßlich, das Herz der Tochter mit den nähern Umständen zu martern."

„Ich stimme Euch bei," meinte Alvendel, „daß man die Todesart verschweige — aber es ist besser, sie erfährt, daß sie nicht mehr leben. Eine traurige Gewißheit ist einer Ungewißheit immer vor-

zuziehen. Johannes muß Balthasar warnen, daß er vorsichtig in seiner Mittheilung sei."

„So sei es!" erwiderte Degenfeld. „Da die Berathung aber unterbrochen ist, meine Herren, lade ich Euch bei mir zur Abendtafel ein. Es ist vielleicht das letzte Mal, daß in diesen, für mich heiligen Mauern ein Freundeskreis beisammen sitzt. Es schwebt ein finsterer Unglücksgeist über dieser Stadt, der Rache nimmt an der jetzigen Generation für die Verbrechen vergangener Jahrhunderte. Die Stunde des Gerichts muß schlagen — sei es früher oder später — aber wehe Dem, der sie herbeigeführt hat!"

Heydersdorff war nicht wenig betreten, als er in seinem Gemache Vater Bernardus fand, welcher den Commandanten erwartete, denn man hatte ihm Kunde von der fehlgeschlagenen Bitte beim feindlichen Heerführer überbracht. Johannes theilte ihm auch mit, daß der ältere Carmer gerettet worden sei, aber in einem schrecklichen Zustande sich befinde.

Der gute Mann war sogleich hinabgeeilt, hatte bei Carmer die Offiziere getroffen und von Dörpp kurz das schreckliche Ende von Hammer und seiner Gertrude vernommen.

„Guter Gott!" sagte der Alte; „das ist wohl

nur ein einziges Beispiel der vielen Greuel, die noch geschehen sind."

Er erbot sich darauf, bei dem Kranken Nachtwache zu halten, da er in der Heilkunde nicht unbewandert war; aber auf Befehl Degenfeld's wurde der Kranke in dessen Wohnung gebracht, so daß Bernard sich überflüssig sah.

Es trieb ihn aber, nach seinem Freunde und Beschützer zu sehen, und dessen Entschluß für die nächsten Tage zu erfahren, denn die Frauen unter seinem Dache wollte Bernard nicht dem Feinde überlassen, dazu war er entschlossen, und müßte er dabei Heydersdorff's Namen und Ansehen noch mehr Verunglimpfung anthun, als bereits geschehen. Sein edles Herz schlug noch heftig in gerechter Entrüstung über das Unglück der Stadt. In diesem Augenblicke war er nicht der weiche, liebevolle Greis, sondern streng blickte sein Auge auf den bleichen Eintretenden. Doch bebten ihm die Kniee, so daß er sich nicht von dem Sessel erhob, in den er betrübt und erschöpft sich geworfen hatte.

„Ihr hier?" sagte Heydersdorff verlegen.

„Der Commandant scheut jetzt den alten Lehrer seiner Jugend," erwiderte der Naturforscher streng. „Er thut wohl daran, denn — Georg — mein Fluch schwebt auf meinen Lippen und diese Nacht noch

würde ich das Asyl verlassen, das Ihr mir gewähret, denn ich will nicht unter demselben Dache mit einem Verbrecher wohnen. Aber ich bleibe — ich weiche nicht von diesem Schlosse, bis ich weiß, welches Schicksal Ihr den Unglücklichen hier bereiten werdet."

„Ihr nennt mich nicht mehr Du — redet mich wie einen Fremden, einen Feind an," sagte Heydersdorff schmerzlich. „Auch Ihr verdonnert mich, gebt mir Schuld an diesem Unheil."

„Ich frage Dich, im Namen Gottes, des Sohnes und des heiligen Geistes, vermagst Du zu beschwören, daß dieses Elend nicht durch Dein Einverständniß mit den Scheusalen entstanden, Georg? — Ah, Du schweigst — Deine Blicke suchen nicht die meinigen, sondern die Erde. Du willst nicht lügen — in Deiner Seele ist noch nicht jeder Funke von Ehre erloschen," setzte der Greis hinzu. „Ich will Dir nicht fluchen, Georg, denn der Fluch Gottes lastet bereits auf Deiner Seele, Du Unglückseliger — ich sehe meinen Traum verwirklicht — Dich vor dem Henker stehen, der Deinen Ehrendegen und Dein Ritterkreuz mit Füßen tritt; die zu Tode geschändeten Weiber, die in Qual gestorbenen, verstümmelten Greise sind weniger zu beweinen, als Du, denn ihre Seelen waren rein von Verrath

und dürfen auf Gottes Erbarmen in der Ewigkeit rechnen. Du aber — —“

„Vater, haltet ein! Treibt mich nicht vollends zur Raserei!“ rief Heydersdorff aus. „Habt Erbarmen mit mir!“

„Hast Du Erbarmen an den Einwohnern dieser Stadt ausgeübt? Lastet nicht auf Deinem Haupte eine Blutschuld, von der keine Buße auf Erden, keines Mönches Lippen Dich zu absolviren vermag? Und wenn Rom, für welches das Blut so vieler Heiligen geflossen, Dich auch rein spräche, weil Du nur Ketzer verrathen, glaubst Du, Gott werde Dir die Thore des Paradieses öffnen? Ich sage Dir, die heiligen Engel im Himmel würden vor Dir in Abscheu fliehen. Nur Eins kannst Du noch thun: Wirf das Blutgeld von Dir, das Du von den Franzosen empfangen hast, gieb Alles, was Du besitzest, Denen, die durch Dich in Elend und Armuth versunken sind, dann fliehe in den entferntesten Winkel der Erde und bitte Gott Tag und Nacht, daß er Dir vergebe.“

„Ihr irrt Euch — ich habe kein Geld erhalten,“ sprach Heydersdorff, „und gäbe ich jetzt auch eine Million von Thalern her, sie nützten den Einwohnern nichts, da die Feinde ihnen Alles abnehmen würden. Ich habe gefehlt, mein Vater; Euch be-

kenne ich es offenherzig, aber ich schwöre vor Gott und bei diesem Ritterkreuze, daß, wenn ich eine Ahnung gehabt hätte von diesem entsetzlichen Elende, ich mich lieber sammt der ganzen Besatzung in diesen Mauern in die Luft gesprengt, als das Eindringen in die Stadt dem Feinde erleichtert hätte. Ich bin getäuscht, betrogen worden, Bernardus. Feierlich wurde mir zugesagt, daß kein Haus in Heidelberg verbrannt, kein Einwohner maltraitirt werde und alles Eigenthum verschont bleiben würde. Sie haben es geschworen — auf das heilige Cruzifix hin."

„Aber warum? Was trieb Dich überhaupt dazu, Dich mit diesen Teufeln einzulassen? Wußtest Du nicht, als guter Katholik, daß ein Schurke, wie der Kapuzinermönch, von einem Schwur entbinden könne und es ohne Gewissensscrupel thun werde, so es den Interessen seiner Kirche gilt? Wo blieb Dein Verstand, Dein Einsehen? Aus welchem Beweggrunde ließest Du Dich verstocken gegen die Stimme der Ehre, wenn es nicht das Versprechen auf reichen Gewinn oder trügerischer irdischer Glanz war?"

„Es war der Durst nach Rache, der mich dazu trieb."

„Rache! an diesen unschuldigen Bürgern?"

„Nein, an dem ſtolzen, übermüthigen Landgrafen Ludwig, der mir Angeſichts meiner Beſatzung ſpöttelnd eine zahlreichere Garniſon abſchlug, der mir, wie einem Schulknaben, befahl, das Schloß und die Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Ich hatte voraus geſagt, daß meine Mannſchaft nicht ausreiche, um einen allgemeinen Angriff abzuwehren, daß ich die Bewachung der vielen Thore den Bürgern werde überlaſſen müſſen. Ich zeigte ihm ferner an, daß in dem einen Thurm ein Loch ſo groß ſei, daß drei Männer auf einmal hindurchſchlüpfen könnten, ſomit, daß dieſes Schloß nicht mehr ganz wehrfähig ſei, weil wir daſſelbe nur von der Fronte aus vertheidigen könnten, die eine Seite der Mauer vom Berge herab aber mit Leitern nicht unſchwer zu beſteigen ſei, um alsdann in den Schloßgarten zu gelangen. Ihr habt vernommen, wie ungehalten ſelbſt die Bürger und Beamten waren, als der Landgraf unſere beſten Truppen vom Schönbeck'ſchen Regimente nach Heilbronn nahm, damit er ſeinem eigenen Hauptquartiere mehr Schutz verleihe. Er hat wiſſen müſſen als Feldherr, daß wir uns nicht gegen eine größere Armee halten konnten, und daß es zu ſpät ſein werde, uns Succurs zu ſenden, nachdem die Feinde vor der Stadt Poſto gefaßt, wir die Brücke abge-

brochen. Es war die Eifersucht gegen uns Kaiserliche, welche Ludwig bewog, so an uns zu handeln. Ich schwöre Euch einen Eid darauf, Vater, daß es mir lieber gewesen wäre, so uns eine gute Hülfe bei Zeiten wäre gesendet worden, welche die Feinde von der Stadt weggetrieben hätte. Zweimal hielt ich heimlich, ohne Jemand davon zu benachrichtigen, in Heilbronn um Truppen an, aber vergeblich. Da erfaßte mich der Zorn und ich willigte ein, die Besitznahme zu erleichtern, so es sein könne. Ich bereute es bald nachher, aber meine Reue kam zu spät. O, wenn Ihr wüßtet, Bernard, welche Hölle in meiner Brust tobt, wie gerne ich mein eigenes Leben hergäbe, könnte mein Tod das Geschehene ungeschehen machen — Ihr würdet mir aus Barmherzigkeit keine Vorwürfe mehr machen. Kein Rang, keine Ehrenbezeigung vermögen die Erinnerung an Heidelberg auszutilgen, und trifft mich noch auf Erden auch die irdische Strafe — ich will sie demüthig tragen, in der Hoffnung, daß Gottes Gericht minder schwer mich treffe. Aber möge auch die ganze Welt mir fluchen — vergebt Ihr nur mir — fluchet Ihr mir nicht, Vater."

Ueberwältigt von seinen Gefühlen sank der sonst

ſtolze Mann gebrochen zu den Füßen des tief erſchütterten Greiſes.

„Georg,“ redete ihn dieſer nach einem langen Schweigen an, „Gott ſieht Deine Thränen, er vernimmt Dein Schluchzen — er ſieht Dir aber allein auch in das verſchloſſene Herzkämmerlein. Trauerſt Du in bußfertiger Zerknirſchung vor ihm, dann wird er Deiner Seele Vergebung angedeihen laſſen, wie dem Schächer am Kreuze. Aber die wahre Buße beſteht nicht nur in Thränen, mein unglücklicher Sohn — ſie muß auch Früchte der Reue tragen.“

„Ich will Alles thun, was ich vermag,“ ſtöhnte Heydersdorff.

„Dann halte hier aus, halte aus, bis Du der letzte Krieger in dieſen Mauern biſt, und ſprenge lieber das Schloß mit Allem, was darinnen ſich geflüchtet, als daß die Geretteten der Brutalität anheimfallen. Vielleicht gelingt es mir, einen großen Theil der Bürger durch den Garten in den Wald zu flüchten — ich gebe die Hoffnung nicht auf — und von dort müſſen ſie das Weitere ſuchen. Man wird morgen Dich wieder zur Uebergabe auffordern; die Franzoſen wiſſen wohl, daß ſie nicht ſo bald die Herren des feſten Gebäudes werden, ſo Du energiſch auftrittſt, mit ganzer

Seele die Vertheidigung betreibſt. Ich bin überzeugt, daß Hülfe kommen wird, Georg, und in dieſer Ueberzeugung fordere ich Dich auf, daß Du Deine Ehre retteſt. Man wird Dir zu Heilbronn eher verzeihen, daß Du die Stadt preisgabſt, als wenn Du das Schloß ohne Noth übergiebſt. Gieb mir Deine Hand darauf, daß Du keinenfalls einen Accord eingeheſt, wenn nicht allen Offizieren, Kriegern und Bürgern freier Abzug gewährt werde. Nur unter dieſer Bedingung darfſt Du auf meine Vergebung hoffen, das ſchwöre ich bei dem Andenken Deiner geliebten Mutter und Deines ehrenwerthen Vaters.“

Heydersdorff reichte dem Greiſe die Hand und gelobte nach deſſen Wünſchen zu handeln, ſowie nach dem einſtimmigen Verlangen ſeiner ſämmtlichen Offiziere. Beruhigt hierdurch, zog ihn der Greis von ſeinen Knieen empor und nöthigte ihn, ſich neben ihn zu ſetzen, weil ſie noch Mancherlei mit einander zu berathen hätten, auch in Beziehung auf ſeine eigene Zukunft. Er ſelbſt mußte nach einer Capitulation, wenn dieſe unter günſtigen Bedingungen zu erhalten ſei, ja wieder heimathlos werden, da es nicht zu erwarten ſtand, die Alliirten würden dem Commandanten einen ehrenvollen, ſelbſtſtändigen Poſten anweiſen.

Die Zeit verging den beiden Männern, ohne daß sie es bemerkten. Mitternacht war herangekommen, als Bernard aufstand, damit, wie er freundlich sagte, Beide noch einige Stunden der Ruhe pflegten, da man nicht wisse, was der neue Tag mit sich bringen werde. „Gott erleuchte Deinen Sinn und stärke Deinen Willen, mein Sohn," setzte der würdige Mann hinzu. „Ich will für Dich beten, und wenn schon ich in den Augen Deiner Kirche ein verfluchter Ketzer bin, so habe ich doch die Zuversicht, Gott und unser Erlöser werden meine Fürbitte nicht verwerfen."

Siebentes Capitel.

Beschießung des Schlosses.

Der neue Tag graute kaum, als die schlafenden Frauen und die Besatzung durch Kanonenschüsse aufgeschreckt wurden. Angstvoll kleideten sich die Flüchtlinge, bei denen Liese und Käthchen waren, an, um bei einem etwaigen Ruf an sie bereit zu sein. Es währte nicht lange, da klopften sie an der Verbindungsthür ihres guten Engels Bernardus an. Dieser öffnete sofort und theilte ihnen mit, daß die Feinde das Schloß beschössen, aber daß man von Seiten der Belagerten ihnen einen lebhaften Gruß aus Dörpp's Geschützen hinabsende, weil der Commandant entschlossen sei, sich nach Kräften zu wehren. Bald erschien der alte Johannes, und als er Alle wachsam fand, ließ er ihnen einen warmen Wein mit Brod zur Stärkung bringen und empfahl ihnen, daß sie geduldig hier

oben verbleiben möchten. Nur Liese wurde von ihm aufgefordert, ihn in die Gemächer des Grafen zu begleiten, da Herr Carmer dort verwundet liege und ihrer Pflege bedürfen werde, und die Bürger der Mannschaft beistehen müßten.

„Ach, wie glücklich Du bist!“ sagten Käthchen „und die Mädchen. Wenn wir nur Kunde von den Unserigen hätten, ob Jemand noch lebt oder ob sie Alle — Alle umgekommen sind.“

„So schlimm wird es nicht sein,“ tröstete Johannes, „daß sie Alle umgekommen. Aber Euch, Frau Käthe, könnte ich schon eine traurige Botschaft geben, wenn Ihr sie nicht lieber von Eurem Manne vernehmen wollet, der bei dem kranken Goldschmied ist.“

„Nein! sagt mir's lieber gleich,“ bat Käthchen. „Nicht wahr, mein Vater ist schwer verwundet — oder todt? — Ach, mein Herz weissagt mir Schlimmes!“

„Wenn ich recht verstanden habe, lebt Hammer nicht mehr,“ erwiderte Johannes niedergeschlagen. „Er kam im Gefechte um.“

„Aber meine Mutter? Wißt Ihr mir nichts von ihr zu vermelden, guter Alter?“

„Würdet Ihr es für ein Unglück halten, wenn der Herr die liebenden Seelen in seinem Himmel

vereinigt hätte?“ fragte ernſt Bernardus. „Mir deucht, es war der treuen Gertrude zu gönnen, liebe Frau, daß ſie den Tod ihres Mannes nicht erfuhr.“

„O Gott! Beide, Beide verloren!“ jammerte Käthchen unter heftigem Weinen — „mußte der Vater heimkehren, um zu — ſterben! —“

„Wie ging es aber zu, daß auch Frau Gertrude umkam?“ ſagte Lieſe. „Ich glaubte, ſie habe ſich in die Heiligengeiſtkirche gerettet.“

„Das wollte ſie, wie es ſcheint — wurde aber auf dem Wege von einem brennenden Balken getroffen und blieb todt liegen — ſo ſagte Herr Carmer, als er ſich ein wenig erholt hatte. Aber ich höre Jemand kommen — es wird wohl Herr Haffſtat ſein, der Euch ſprechen will, Frau Käthe.“

Die junge Frau ſtürzte hinaus in den Gang. Hier ſtand Balthaſar mit Johannes, Beide bleich und angegriffen.

„Meine Eltern! meine guten Eltern! todt — Beide —“ ſchluchzte Käthchen.

„Du weißt es ſchon, liebes Weib?“ erwiderte Balthaſar. „Gott ſei Dank — ich wußte nicht, wie ich Dir die Schmerzensnachricht mittheilen ſollte. Komm in's Zimmer, liebes Herz, und laß uns miteinander trauern. Ich kann nur kurze

Zeit bei Dir hier oben verbleiben, bin drunten nothwendig.“

„Wenn wir nur wüßten, was aus Martha's und Balthaſar's Eltern geworden iſt,“ flüſterte Lieſe ihrem Manne zu. „Ich kann mich kaum freuen, daß wir gerettet ſind, Johannes, wenn ich an das Schickſal der lieben Freunde, vielleicht Aller denke — und an die Zukunft der armen verlaſſenen Mädchen. Was wird aus ihnen, wenn ſie ohne Beſchützer wieder in die Stadt müſſen und keine Heimath dort haben?“

„Ich hoffe, es gelingt uns, ſie mit uns aus der Gegend zu bringen,“ ſagte Johannes theilnehmend. „Verlaſſen werden wir ſie nicht; Gott hat ſie an uns gewieſen. Wenn man hier im Schloſſe capitulirt, dann bleibt uns noch eine Zufluchtsſtätte, nämlich die Höhle. Von dort aus führen ja zwei Gänge, auf- und abwärts. Könnten wir in's Thal, ſo wird der Müller, wenn er lebt, ſicherlich noch ein Boot beſitzen, worin wir über den Neckar rudern könnten.“

„Wir wiſſen nicht, ob der unterirdiſche Gang noch bis zum Thale frei iſt, ob nicht verſchüttet,“ warf Lieſe ängſtlich und zweifelnd ein.

„Nicht doch! Vater Bernard verſichert, er ſei noch wohl erhalten. Vorher werde ich natürlich

mit ihm genaue Rückſprache nehmen. Jetzt laſſe Dich zum Vater führen; er iſt ſchon beſſer und verlangte nach Deiner lieben Gegenwart.“

„Das Schießen hat plötzlich aufgehört!“ rief eine der Jungfrauen aus. „Was mag dieſes Schweigen bedeuten, Johannes?“

Johannes wußte natürlich ebenſowenig, weshalb man das Kanoniren einſtellte; und als er mit den Mädchen hinabſtieg und Lieſe zum kranken Vater geführt hatte, der unter heißen Thränen des Dankes ſeine geliebte Tochter in die Arme zog, verließ er ſie, um ſeine Hülfe der Mannſchaft anzutragen. Als er über den Hof ſchritt und nach dem einen Schloßthore blickte, ſah er Blitzencron neben dem Obriſten Schönbeck ſtehen. Blitzencron winkte ihm zu, worauf Johannes eilends zu ihnen ging.

„Ihr ſeid wohl erſtaunt, daß die Kanonen von beiden Streitparteien ſo plötzlich ſtumm geworden, Meiſter Carmer?“ redete ihn Schönbeck an.

„Allerdings, Obriſt! Darf man nach der Urſache fragen, die Alle ſehr ängſtlich ſtimmt?“

„Vor einer Stunde iſt ein Parlamentär bei dem Commandanten eingeführt worden, wie ich vernommen habe, oder eigentlich waren es zwei Parlamentäre, ein Offizier und ein Kapuzinermönch.“

„Ein Kapuzinermönch? Dann bedeutet die Gesandtschaft nichts Gutes für uns.“

„Wir befanden uns bei der Artillerie,“ sagte Schönbeck, „waren folglich nicht bei der Audienz gegenwärtig. Dafür war der unerschrockene Degenfeld dabei zu unserer Beruhigung. Wir kamen aber noch zur rechten Zeit, um die beiden Herren wieder abziehen zu sehen. Sie scheinen mir eben nicht sehr befriedigt von dem Erfolge ihrer Mission zu sein, noch weniger, weil man den Offizier mit verbundenen Augen aus- und einführte.“

„Desto eifriger ließ der heimtückische Mönch unter seiner Kapuze die Augen herum irren,“ sagte Blitzencron. „Da hieß es recht anschaulich: Die kleinen Diebe läßt man hängen und die größeren frei ausgehen. Diese Herren der katholischen Kirche müssen doch überall ein Vorrecht genießen.“

Hier traten zwei Herren in langen, dicht unter dem Halse zugeknöpften schwarzen Röcken zu der kleinen Gruppe.

„Guten Morgen, meine Herren!“ redete einer derselben die Offiziere an. „Gott zum Gruße, Johannes, wie befindet sich Dein Vater?“

„Recht gut, obgleich auch die Wunde in der Brust ziemlich stark entzündet scheint,“ gab der

Goldschmied zur Antwort. „Wir haben allen Grund, Gott zu danken, daß er die Anstrengung und die Aufregung überlebt hat."

„Ich hoffe, der Vater soll Euch erhalten werden," setzte der zweite Herr, Dr. Fabricius, hinzu, „und daß wir Alle hier im Schlosse uns werden retten können, wenigstens scheint der Commandant von einem besseren und männlichen Geiste jetzt beseelt zu sein."

„Wißt Ihr Näheres über die Audienz mitzutheilen?" fragte Johannes.

„Wir waren gegenwärtig," antwortete Dr. Mieg, der zweite reformirte Geistliche. „Der Commandant lehnte eine Capitulation ab, bei welcher seine Person allein ausgehen solle, verlangte aber einen Waffenstillstand von 26 Stunden, da er jedenfalls vorher im Hauptquartiere zu Heilbronn Raths sich erholen müsse, ob man überhaupt in eine Uebergabe einwillige."

„Dadurch gewinnen wir Zeit," sagte Schönbeck. „Freilich, der Gedanke ist lobenswerth, aber Degenfeld hat ihn dem Commandanten eingegeben, weil er noch immer nicht die Hoffnung auf Renforcement aufgegeben hat. Es wird sich zeigen, ob der Feind den Vorschlag annimmt — wir Alle bezweifeln es. So nahe am Ziele, werden die

Franzoſen ſich wohl hüten, den Vortheil aus der Hand zu geben und die Gefahr zu riskiren, durch die Deutſchen vertrieben zu werden.“

„Inzwiſchen ſchlage ich vor,“ ſetzte Dr. Mieg hinzu, daß wir einen feierlichen Gottesdienſt halten, ſowohl zum Troſte und Ermuthigung der vielen verzagten Seelen in dieſem Schloſſe, als den Himmel um eine gnädige Errettung aus den Krallen der Widerſacher zu bitten. Ich denke, Alle werden ſich im Gebete vereinigen, denn der Gott der ganzen Chriſtenheit iſt für alle Confeſſionen derſelbe gerechte und barmherzige Richter.“

Die Herren waren mit der Aufforderung zufrieden. Obriſt Schönbeck bemerkte nur, daß die Schloßkirche den Weibern als Wohnung angewieſen worden ſei.

„Thut nichts, laſſet die Armen im ruhigen Beſitze der Kapelle,“ ſagte Dr. Mieg. „Gottes Tempel iſt überall da, wo man den Herrn im Geiſte und in der Wahrheit anbetet. Man könnte ſich hier auf dem Hofe verſammeln — und dieſe hohe Treppe würde uns zur Kanzel oder zum Altare dienen.“

„Ich werde ſogleich meine Frau aufſuchen und ſie bitten, die Weiber mit Eurem chriſtlichen Vorhaben bekannt zu machen,“ ſagte Johannes.

„Und so es Euer Hochwürden genehm, so benutzen wir die Unterbrechung des Feuers," setzte Blitzencron hinzu — „wir wissen nicht, wie bald es wieder lauter und unruhiger hergehen kann, und es der Mannschaft unmöglich wird, dem Gottesdienste beizuwohnen."

Dr. Mieg erklärte, daß er ihnen zu Gebote stände. — Sobald die Versammlung sich eingefunden, werde er reden, wie es ihm der Geist Gottes in den Mund lege. Ein herzliches Wort, aus dem Herzen gesprochen, sei bei einer solchen Gelegenheit passender, als eine gelehrte Predigt.

Achtes Capitel.

Melac's Absichten. — Martha's Prüfung.

Wir müssen jetzt um 24 Stunden zurückgehen und über das Schicksal Derjenigen, namentlich Martha's, uns Aufklärung verschaffen, welche unseren Lesern persönlich vorgestellt worden sind.

Martha, als barmherzige Schwester, befand sich in dem Militärhospitale, eifrig mit der Verpflegung der Verwundeten beschäftigt. Ihr zur Seite ging die Braut Peter's, des Schlossermeisters Walter hübsche, rosige Tochter Gretel. Gleich anderen Jungfrauen der Bürgerwelt hatte sie sich zum Liebesdienste angeboten, und hatte schon nach wenigen Stunden durch ihr unverdrossenes Benehmen, ihre persönliche Entschlossenheit bei dem Verbande der Grausen und Ekel einflößenden

Wunden, sowie durch ihre liebevolle Behandlung der Kranken Martha's Zuneigung gewonnen. Auch Liese war dem lieben Mädchen als Braut Peter's schnell gewogen worden, zumal sie gute Dienste bei der Pflege des verwundeten Carmer leistete. Bei der Untersuchung zeigte sich die Wunde des Letzteren minder gefährlich, als man im Anfange befürchtet hatte. Es stellte sich kein Fieber über Nacht ein; am folgenden Morgen konnte der Hauptarzt der besorgten Liese zuversichtliche Hoffnung auf baldige und glückliche Heilung geben, jedoch hielt er es nicht für rathsam, den Kranken sofort in sein eigenes Haus bringen zu lassen. Sein ebenfalls verwundeter Freund, Apotheker Haffstat, dagegen begab sich nach dem Verbande seiner verwundeten Hand wieder nach Haus, wo seine schwerkranke Gattin ihn schmerzlich vermißte. Hier löste er getreulich Käthchen in der Krankenpflege ab, während diese die Haushaltung und ein Abendbrod für ihren geliebten Balthasar besorgte, das sie ihm durch die Magd an's Thor übersandte.

Zur Ehre unserer schönen «Rose» müssen wir hier bekennen, daß sie als treue Gattin auf dem sichersten Wege war, ihrer Mutter, der Frau Gertrude, ähnlich zu werden. Sie schämte sich des gefürchteten Frauenhäubchens nicht mehr, betrach-

tete dieſelbe als Merkmal ihrer neuen Würde vielmehr mit Liebe und war ſtolz auf ihren Mann geworden. Ohne daß es die roſige, noch immer etwas kokette Frau inne ward — oder ſich ſelbſt geſtehen mochte, trat ihre eigene Perſönlichkeit in den Hintergrund, ihr Mann dagegen wurde zur Hauptperſon. Die gute Gertrude lächelte ſeelenvergnügt, als ſie ihren Mann verſichern konnte, daß Käthchen ihnen auch als Hausfrau Ehre einlegen werde.

Gertrude befand ſich bei der Tochter, als die Schreckensnachricht durch die Stadt lief, daß die Franzoſen das Stadtthor angegriffen und ein mörderiſches Gefecht ſich zwiſchen dem Feinde und der Mannſchaft entſpann. Die kranke Mutter erhob den Kopf.

„Rettet meinen Sohn! Käthchen — ſage ihm, er ſoll ſein theures Leben nicht tollkühn der Gefahr preisgeben. Dieſe Feinde ſind menſchliche Tiger — ſie zerfleiſchen, wer ihnen in den Weg kommt.“

„Liebe Frau Mutter,“ ſprach Käthchen, „Balthaſar muß als Mann von Ehre ſeine Pflicht erfüllen — ich darf von meinem Manne und Eurem Sohne nicht verlangen, daß er als Feigling vor dem Feinde fliehe, ehe er angegriffen wird. Habt

guten Muth, Mutter, Balthaſar's Poſten iſt noch weit entfernt von dem Kampfplatze."

So redete die junge Frau und Haffſtat gab ſeiner Schwiegertochter Recht. Dieſe aber ſank neben dem Bette der Kranken nieder und ſtammelte mit bebenden Lippen ein Gebet für die Rettung ihrer Vaterſtadt und das Leben ihres Gatten.

Nach einiger Zeit begab ſich der alte Apotheker aber hinaus auf die Straße, um Erkundigungen einzuziehen über den Verlauf des Kampfes. Er war nicht der Einzige, welcher ängſtlich harrte; viele alte Leute, Weiber und Kinder hatten ſich eingefunden, unſchlüſſig, was ſie thun ſollten, ob in ihre Häuſer zurückkehren oder dem Beiſpiel Anderer folgen, welche bereits in einer Kirche Zuflucht gefunden hatten. Elſe, des Bürgermeiſters Gattin, war mit ihren Töchtern von ihrem Gatten in die nahe Heiligengeiſtkirche gebracht worden, mit der Weiſung, unter keiner Bedingung die heilige Stätte zu verlaſſen, ehe er ſie abhole.

Endlich erſchien der Commandant, hinter ihm ſein Adjutant. Das Geſicht des Letzteren drückte Schreck und Aufregung aus, — aus Unwillen, als das Gedränge der Bürger und Weiber ihn nöthigten, Schritt zu reiten.

„Laſſet mich durch!" ſchrie er ihnen heftig zu

— „es gilt, die Beſatzung auf dem Schloſſe zu warnen.“

„Haben die Unſerigen geſiegt, den Feind zurückgeworfen?“ fragte Cruget.

„Nein, nein — wir werden uns zurückziehen müſſen. Der Feind iſt ſchon auf der Brücke. — Rette, flüchte ſich, wer kann. Das iſt der einzige Rath, den ich Euch ertheilen kann.“

Damit drückte er ſeinem Pferde die Sporen ein, daß das ſchöne Thier ſich zornig bäumte, dann durch die kreiſchenden, zurückweichenden Reihen im Galopp davon jagte.

„Es rette ſich, wer kann und Gott behüte die Anderen!“ rief Cruget aus, worauf Alles durcheinander rannte und ſich, ſo gut es anging, vor den Feinden zu verbergen ſuchte.

Haffſtat eilte, ſo ſchnell ſeine zitternden Kniee ihn tragen konnten, in ſeine Wohnung. Hier fand er bereits Lieſe bei der Freundin, die gekommen war, um mit ihr in's Schloß zu gehen. Aber Käthchen weigerte ſich, die eigene Mutter und die Kranke zu verlaſſen. Erſt als der Apotheker bleich und athemlos in's Zimmer ſtürzte und die Worte hervorkeuchte: „Alles iſt verloren! Flieht, flieht!“ ward ſie unſchlüſſig über Das, was ſie thun ſolle.

„Käthchen, rette meinen Sohn — rette Deine eigene Ehre," bat die Kranke. „Laß mich ſterben mit dem Bewußtſein, daß Du meinem Sohne zur Seite bleiben wirſt."

„Geh, meine Tochter," mahnte der Alte. „Deine ſchwache Kraft vermag Dich nicht zu ſchützen, noch uns Alten zu nützen. Mir ſcheint nicht, als ob man den Bürgern Nachricht gegeben, oder daß an ſie der Befehl ergangen ſei, gleich den Soldaten ihre Poſten aufzugeben. Die Unglücklichen werden in blinder Pflichttreue aushalten, bis ſie wie wehrloſe Schafe von dem Feinde niedergemetzelt werden. Heydersdorff hat unverantwortlich an uns Bürgern gehandelt."

„Ja, ſo iſt es, mein liebes Käthchen," ſtimmte auch Gertrude mit ein. „Darum gehe! Dein Leben, Deine Ehre gehören Deinem Gatten. Suche zu ihm zu gelangen, um Euer theures Leben zu retten, ſo lange noch der Weg frei iſt."

„Aber Du, Mutter, willſt hier bleiben?" fragte Käthchen.

„Mit nichten, mein Kind; wir werden die liebe Kranke in eine Kirche tragen, und dort bleibe ich, ihr beizuſtehen, oder ſuche Deinen Vater auf, daß er mit mir Euch nachkomme."

„Nun, ſo will ich Euren Wünſchen Gehorſam

leiſten," erwiderte Käthchen, ihrer Mutter um den Hals fallend. „Aber ich möchte doch lieber bei Euch bleiben."

„Geh um Gotteswillen," drängte die gute Frau. „Hörſt Du nicht, wie der Lärm in den Straßen lauter wird? Gott ſegne Dich, meine geliebte Tochter, und beſchirme Dein theures Haupt," fügte ſie mit einem innigen Kuſſe hinzu. Dann ſchob ſie dieſelbe leicht von ſich hinweg.

„Komm, Käthchen, wir dürfen keine Minute mehr verlieren," drängte Lieſe. „Auf dem Wege in's Schloß ſehe ich nach meinem Vater; ich habe Geld mitgenommen, vielleicht vermag ich Leute zu bewegen, daß ſie ihn auf's Schloß tragen."

Aber die jungen Frauen erreichten das Hoſpital nicht. Auf dem Wege dorthin ſtieß ihnen der Müller Hannes auf.

„Hannes, helft mir den Vater retten," rief ihm Lieſe entgegen.

„Das wollte ich eben, — aber Ihr dürft nicht in der Stadt verweilen, liebe Frauen. Eilet vielmehr zu Euren Männern und dann auf's Schloß — ich fürchte, der ſelbſtſüchtige Commandant läßt die Fallbrücke aufziehen, um ſich und ſeine Garniſon ſicher zu ſtellen."

Wir wissen, daß die Frauen den guten Rath befolgten und glücklich in's Schloß gelangten.

Im Hospitale fand Hannes nur die Kranken und Martha mit der guten Gretel; das übrige Personal hatte schleunigst die Flucht ergriffen, um daheim den Ihrigen flüchten zu helfen, sei es in den Wald oder in's Schloß, wohin jetzt Alles, ohne sich vorher das Wort gegeben zu haben, hinrannte.

„Martha, Ihr seid noch hier!" rief ihr Hannes bestürzt zu. „Ich bitte, entfernt Euch und nehmt die Jungfrau mit. In diesem Hause seid Ihr Eures Lebens nicht sicher, wenn der Feind in die Stadt eindringt."

„Und wer soll die Verwundeten pflegen, wenn vollends wir sie auch verlassen?" gab Martha zur Antwort. „Aber ich habe Gretel gebeten, sich zu flüchten; redet Ihr dem guten Mädchen zu, Hannes, denn so jung und schön, desto größer die Nothwendigkeit, sich vor den Feinden zu verbergen."

Sie hatte kaum ausgesprochen, da erschien der Gastwirth zum Ritter mit Peter und zweien seiner Knechte.

„Schnell, schnell! Die Kranken müssen augenblicklich fortgebracht werden, oder sie werden in

ihren Betten von den Feinden maſſacrirt werden," ſagte der Wirth.

„Wohin können wir ſie tragen?"

„Einſtweilen einige zu mir. — Ich habe die Hoffnung, man werde mein Haus vor Plünderung ſchützen, da die Herren Offiziere daſſelbe noch in gutem Andenken haben mögen und in demſelben wohl einſtweilen Quartier nehmen werden. Machen wir mit unſerem lieben Carmer den Anfang. — Kann er transportirt werden, ohne Schaden zu erleiden?"

„Ich glaube wohl. Uebrigens iſt es beſſer, eines natürlichen Todes zu ſterben, als der Gnade Melac's überlaſſen zu werden. Geht Ihr zu ihm, während ich die Anderen vorbereite, Herr Wirth."

„Gretel, mein Liebchen! Verlaſſe jetzt dieſes Haus," bat Peter dringend und zärtlich.

„Ich will heimgehen, nun die Kranken kräftigere Beſchützer haben," ſagte das Mädchen.

„Nein, nicht heim, Gretel — geh' in die Kirche, in die Heiligengeiſtkirche; dort ſind die meiſten Frauen und Jungfrauen verſammelt. Beſſer und lieber wäre es mir aber, Du gingeſt mit Martha in das Schloß."

„Ich muß zunächſt in das Carmer'ſche Haus, und dort wichtige Papiere, die meiner Liebe an-

gehören, ſichern," ſagte Martha, „aber eine Strecke Wegs können wir zuſammen gehen, liebe Gretel."

Carmer befand ſich ſo wohl, daß er ſofort aufſtehen wollte, und die Freunde bat, ihn ankleiden zu helfen. Die Bitte des Wirthes, in deſſen Gaſthaus einzukehren, lehnte er jedoch ab — er müſſe vorher noch einmal in ſeiner eigenen Wohnung vorſprechen und ſich nach Lieſe erkundigen.

„Lieſe begegnete mir mit Käthchen," ſagte Hannes. Ich hoffe, ſie ſind geraden Weges in's Schloß gegangen — oder wenigſtens haben ſie ſich unter den Schutz ihrer Männer geſtellt und ſind mit dieſen in den nahen Wald geflohen, da die Höhen von den Feinden verlaſſen worden ſind."

Während Carmer ſich ankleidete, trat einer der Knechte des Wirthes ein und berichtete, daß die Zahl der Kranken größer ſei, als er geglaubt, denn es befänden ſich in den anderen Räumen noch zwanzig, die an inneren Krankheiten darnieder lägen. „Drei derſelben ſcheinen uns bereits dem Tode nahe zu ſein," ſetzte der Mann hinzu.

„So — ja — das iſt eine ſchlimme Sache; was machen wir, Müller?"

„Ich meine," erwiderte dieſer, „daß wir zunächſt die im Kampfe Verwundeten entfernen

ſollten, denn der Feind wird an dieſen weniger Gnade ausüben, als an den Anderen.“

„Ja, thut das,“ ſprach Carmer, „und was mich betrifft, Ihr Freunde, ſo trete ich meinen Platz einem anderen braven Manne ab, damit Ihr ihn forttraget. Ich fühle mich kräftig genug, zu Fuße fortzukommen.“

Die Freunde des Goldſchmieds wollten dieſer Verſicherung widerſprechen, denn der Verwundete ſah blaß und noch ſehr ſchwach aus. Aber derſelbe beharrte bei ſeinem Entſchluſſe, ließ ſich einen Becher Wein reichen und verließ langſamen Schrittes das Haus.

War es die ungewöhnliche Anſtrengung, die Aufregung des Augenblickes oder die wohlthätige Einwirkung der warmen Sonnenſtrahlen, daß der Kranke ſeine Kräfte raſch zunehmen fühlte, nachdem er die erſten paar Schritte zurückgelegt? Vielleicht trugen die drei Urſachen vereint dazu bei, ihn zu beleben. Dennoch vergingen ein paar Stunden, ehe er den weiten Weg zurücklegen konnte; denn einestheils hinderten ihn das nach dem Schloſſe hinſtrömende Volk und die ängſtlich Fliehenden an einem ſchnelleren Fortkommen, zweitens mußte er doch bald inne werden, daß er ſeine Kräfte überſchätzt hatte und erſt ein halb

Geneſener war. Aus ſeinem eigenen Berichte haben wir bereits erfahren, was er zu leiden hatte, ehe er mit ſeinen Kindern vereinigt ward. Er ahnte aber auch dann nicht, daß Martha vor ihm in dem Hauſe Zeuge des ſchrecklichen Mordes des treuen alten Dörtchens und der Magd geweſen war. Noch weniger ahnte er, daß ſie ſich in der Gewalt des verhaßten Melac befand.

So war es dennoch gekommen. Martha, ſtets nur auf das Wohl Anderer bedacht, hatte zunächſt die Gretel in die Kirche gebracht, ſie dort der mütterlichen Obhut der Frau Bürgermeiſterin empfohlen, hatte alsdann der kranken Haffſtat einen kurzen Beſuch abgeſtattet und war dadurch erſt im Carmer'ſchen Hauſe angelangt, als die Feinde von der Vorſtadt in die Stadt drangen. Nun betrieb ſie zwar mit Dörtchen und der beſtürzten Magd das Verſtecken der vorhandenen Werthgegenſtände, worunter beſonders die Familien-Documente Lieſens und deren Geldpapiere ihr von Wichtigkeit waren. Kaum hätten ſie dieſelben in einem Säckchen in den Keller eingegraben und wieder das Wohnzimmer betreten, um hier einige nothwendige Kleidungsſtücke zuſammenzuraffen, da vernahm man bereits den furchtbaren Tumult des Straßengefechtes, das Geſchrei der Flüchtenden.

„Fort, fort!“ drängte Martha. „Wir werden wohl noch bis hinab an den Neckar gelangen und vielleicht dort in irgend einem Hause uns verbergen können.“

Aber nachdem sie nur einige Schritte auf die Straße gethan, gewahrten sie mehrere Soldaten, um die Ecke des Platzes biegend, und augenscheinlich in keiner gutwilligen Absicht; denn sobald sie der Frauen ansichtig wurden, stießen sie ein brutales, triumphirendes Geschrei aus und rannten auf dieselben zu. Entsetzt wandten sich die Verfolgten um und flohen in das soeben verlassene Haus.

„Schließen wir die Thür,“ rief Martha aus, aber die Soldaten vereitelten die Absicht, indem sie dieselbe mit Gewalt aufdrängten. Schreiend liefen die Magd und Dörtchen davon, flüchteten sich in das Arbeitslocal und ließen die arme Martha allein bei den Feinden zurück.

In einem Augenblicke sah sich diese von den wilden Gestalten umringt und rauh festgehalten, während vier Andere die Treppe hinauf liefen.

Martha verlor, obgleich am ganzen Körper bebend, ihre äußere Fassung und Geistesgegenwart nicht, sondern redete die Soldaten in französischer

Sprache an und fragte, ob es erlaubt sei, auch französische Unterthanen als Feinde zu behandeln.

Im ersten Augenblicke erschienen die Soldaten betroffen über die Rede, offenbar auch unschlüssig, wie sie sich zu benehmen hatten. Dann aber sagte Einer von ihnen:

„Ihr seid doch im Carmer'schen Hause, müsset daher wohl entweder eine Anverwandte oder gute Bekannte sein und werdet uns Auskunft geben können über dessen Pflegetochter."

„Was wollt Ihr von dieser wissen?"

„Nun, sonst nichts, als daß wir Befehl haben, ihrer habhaft zu werden unter allen Umständen und sie unserem General Melac zuzuführen. Dafür dürfen wir ausschließlich den reichen Goldschmied ausplündern."

„Der Goldschmied befindet sich nicht im Hause, sondern ist unter den Verwundeten im Spitale."

„Desto besser — dann brauchen wir ihm nicht den Degen in's Herz zu stoßen, was wir thun müßten, wenn er sich weigerte, die schöne Dirne auszuliefern oder sich darüber zur Wehre setzte."

Martha suchte jetzt die Soldaten, von denen der Eine ein Unteroffizier war, näher über Melac's Absichten mit Liesen auszuforschen, aber die Männer wußten nichts weiter, als daß sie Befehl

erhalten, dieſer, ſammt einer Hexe nachzuforſchen und gefangen zu ihm zu bringen. Martha zögerte noch, ob ſie Lieſens Aufenthalt und ihren eigenen Namen verrathen ſolle, denn daß ſie die «Hexe» ſei, war ihr gewiß; hatte doch Melac ſchon vor vier Jahren ihr unverſöhnlichen Haß zugeſchworen. Da ſtiegen die anderen Soldaten die Treppe hinab, zwei von ihnen hielten kleine Geldſäcke in den Händen, zwei Andere aber wiſchten gemächlich ihre vom Blute gefärbten Schwerter an den Beinkleidern und an den Aermeln ihrer Röcke ab.

„Nun," fragte der Unteroffizier erſtaunt, „Ihr kommt allein? Habt Ihr das Mädchen nicht gefunden?"

„Nein, wir fanden keine lebendige Seele im Hauſe, als die Alte und die Magd, die auf den Knieen beſchworen, daß ſie nichts von Carmer und ſeiner Tochter, noch von der alten Hexe wüßten, die wir auch auftreiben ſollten." — „Auch von großer Beute dort oben iſt keine Rede — der ſchlaue Fuchs muß ſeine Pretioſen entweder aus dem Hauſe gebracht oder verſteckt haben," ſagte ärgerlich ein Anderer. Dieſe Bagatellen ſind Alles, was wir den beiden Weibern abnahmen, und das gelang erſt, nachdem wir die alten Eulen kalt gemacht hatten. Wehrten ſich, wie die Teufel; die

Jüngere hat mir schier die Augen ausgekratzt, ehe ich sie überwältigen konnte. Schade um sie — war ein dralles, appetitliches Stück," setzte er mit einem cynischen Lachen hinzu.

Martha schauderte — „Ihr habt sie doch nicht umgebracht?" fragte sie mit bebenden Lippen.

„Doch, doch — wir konnten nichts Besseres thun," lautete die Antwort; „aber was ist mit Euch? Wer seid Ihr denn? Ihr redet Französisch, als ob Ihr eine der Unserigen wäret."

„Ich bin eine arme aus Frankreich Entflohene," erwiderte Martha.

„Also wohl Eine von den verfluchten Ketzern, die sich gegen die heilige Mutterkirche empört haben und den heiligen Vater als Erzteufel beschimpfen?"

In diesem Augenblicke erschien ein Mönch auf der Staffel vor dem Hause und blickte forschend sich in dem Inneren um. Plötzlich flog ein Strahl schadenfroher Freude über das gelbe, magere Gesicht.

„Ha! gut gethan, meine Kinder! Ihr habt die verfluchte Ketzerin und Hexe abgefaßt, die ich ergreifen und tractiren lassen wollte, wie es einem schlechten Weibe gebührt."

Betroffen schauten die Soldaten den Mönch an, denn Martha, sie sah doch gar nicht einer

Hexe gleich, war im Gegentheil noch jung und ſchön.

„Parbleu, mon père! Ihr müßt Euch irren," ſagte der Unteroffizier. „Ihr meinet wohl die Alte, die wir droben antrafen? Nun, die iſt verſorgt und ſicherlich bratet ſie in der Hölle zur Strafe ihrer Sünden."

„Mein Sohn, ich täuſche mich nicht. Dieſe Perſon iſt ſeit vielen Jahren zum Aergerniſſe aller rechtgläubigen Chriſten in der Stadt wohnhaft und übt ihre Tücke an ihren Opfern aus. Vergeblich habe ich von der Behörde verlangt, daß man ihrem gottloſen Treiben ein Ziel ſetze, ſie dem geiſtlichen Gerichte überliefern möge, daß man ihr den peinlichen Prozeß mache."

„Sehe ich aus wie eine Hexe?" fragte Martha lächelnd die Soldaten ruhig.

„Nun, — das eben nicht; aber wenn es der Pater ſo gewiß ausſagt, dann muß es wohl ſo ſein."

„Laßt Euch nicht durch ihre lügneriſchen Worte blenden oder gar Mitleiden einflößen," ſagte der Mönch eifrig. „Fort mit ihr — verbrennt ſie auf offenem Platze, denn dem Satan, ihrem Liebhaber, zu gefallen, hat ſie kindliche Seelen von dem allein ſelig machenden Glauben abtrünnig gemacht

und zur Ketzerei bekehrt. Wo die Katholiken Herr sind, da ist ihr heiliges Amt, die Ketzer zu vernichten. Dieser Krieg ist ein Kampf gegen Sünde und Ungläubige. Euch haben die Heiligen mit der Mutter Gottes auserkoren, Euch, die Unterthanen des allerchristlichsten Monarchen, zu Werkzeugen der himmlischen Rache."

„Mönch, Ihr selbst seid ein Werkzeug der Hölle und darum auch ein Lügner. Ihr wisset wohl, daß ich keine Hexe bin, aber Ihr hasset mich, weil ich Eure Ränke und Tücke oftmals entlarvt habe. Ihr haßt mich auch, weil ich die reiche Erbin dem Glauben ihres edlen Vaters treu erzog, weil die Jungfrau Euch entgangen ist durch ihre Verbindung mit dem jungen Goldschmied."

„Hört Ihr, wie sie sich selbst verräth?" rief der Mönch. „Sie hat durch ihre Zauberkünste und Sprüche die Erbin unsichtbar gemacht, nach der Ihr fahnden sollt."

„Wie? Ihr wüßtet, wo die Dirne sich verbirgt?" sagte der Unteroffizier. „Gesteht, wo wir sie finden, oder — —"

„Sparet Eure Drohungen," antwortete Martha muthig. „Eher lasse ich mich Glied um Glied zerreißen, ehe meine Lippen die junge Frau dem wollüstigen Melac ausliefern. Aber es steht auch

nicht in meiner Macht, sie auszuliefern, wenn ich es auch wollte; sie ist bereits außer dem Bereiche Eurer Macht."

„Oho, Dämchen! wir werden Euch wohl zum Geständniß bringen, denke ich," höhnte der Unteroffizier. „Fort mit ihr, Kameraden; wir hängen sie über ein schwaches Feuer, bis sie bekennt, wo sie unseres Generals Liebchen hingehext hat."

„Laßt sie nicht frei laufen, bindet sie, und kommt ihr nicht zu nahe oder sie verwandelt Euch durch ihre Berührung in unreine Thiere."

„Das ist nicht nöthig," sagte Martha spöttisch. „Ihr selbst, Mönch, seid trotz Euerer Kutte im Herzen unreiner, als das Schwein, welches sich im Kothe wälzt. Diese Soldaten, die auf Euer Geheiß meine Peiniger werden wollen, sind tausendmal besser als Ihr, denn sie sind keine scheinheiligen Heuchler, über die der Heiland den göttlichen Fluch ausgesprochen."

„Still geschwiegen!" herrschte ihr der Unteroffizier zu, „nicht raisonnirt, oder wir schieben Euch einen Knebel zwischen die Zähne."

Halb geführt, halb vorwärts gezogen, mußte Martha ihren Quälern Folge leisten.

Als sie auf den freien Platz gelangten, sam-

melten sich andere Soldaten um die Schaar und fragten, was sie mit dem Weibe vorhätten.

„Wir wollen ein Autodafé anstellen, eine Hexe verbrennen, ehe sie uns Alle verhext."

„Bravo! Das wird lustig sein!" schrie die Rotte. „Stroh und Holz her; nehmt die Möbel aus den Häusern der Ketzer zum Scheiterhaufen."

„Aber die schönen Kleider soll sie nicht anbehalten, auch nicht die silberne Nadel in den Haaren," schrie ein wild aussehender Gesell, wobei er mit Gewalt die Nadeln herausriß, womit die schönen, reichen Flechten Martha's zusammengehalten wurden.

„Gott, erbarme Dich meiner!" betete mit gen Himmel erhobenem Blicke die Arme.

Jetzt packten die Soldaten sie mit derben Fänsten und stellten sie auf einen Tisch, den sie aus einem nahen Hause geholt hatten, und häuften Stroh- und Reisigbündel um denselben.

„Feuer geschlagen und angezündet!" rief Einer aus. „Vorher zieht ihr die Schuhe und Strümpfe aus, daß die Füße recht behaglich warm werden!"

Schon loderte das Feuer und eine leichte Wolke von betäubendem Rauche erhob sich, da sprengten zwei Offiziere auf den Platz und einer fragte, was es gäbe, warum sie das Weib so maltraitirten?

„Ihr seid Unmenschen. Herr General, ich beschwöre Euch, wehret aus Erbarmen der Frevelthat," bat der junge Offizier.

„Es ist eine verfluchte Hexe, die wir verbrennen. Der Mönch hat's befohlen," erklärte der Unteroffizier.

„Befohlen? Es hat hier kein Mönch Etwas zu befehlen," sagte Melac barsch und zornig. „Wir sind Herren hier; verstanden?"

In dem Augenblicke zertheilte ein Windstoß die Rauchsäule, welche Martha theilweise verhüllt hatte.

Der jüngere Offizier stieß einen durchdringenden Schrei aus:

„Martha! Die Unglückliche!"

„Was, Martha wäre es?" wiederholte Melac, „die Tante der schönen Elisabeth?"

„Ja, ja! General — sie hat die Dirne weggehext, sagte der Mönch, damit Ihr sie nicht finden möchtet und uns der Lohn entginge."

„Es soll nicht sein — sie darf nicht sterben, das engelreine Weib!" rief der jüngere Offizier aus, „und wenn mich der Oberbefehlshaber zeitlebens in Ketten und Banden schmieden läßt! Aus dem Wege, Ihr Ungeheuer!" donnerte er mit lauter Stimme den Soldaten zu, indem er sich rasch aus dem Sattel schwang und das Schwert zog.

„Herr Marquis!“ rief ihm hier Melac zu. „Keine Gewalt gegen meine Leute — die gehorchen nur mir. Beeilt Euch, das Weib loszubinden, wenn Euch das Leben lieb iſt, Unteroffizier!“

Die Soldaten murrten. „Sie iſt eine Hexe und verdient ihre Strafe.“

„Still, kein Wort mehr!“ herrſchte Melac der Schaar zu. „Ihr ſeid Eſel; es gibt nur Hexen, welche die Mönche als ſolche verſchreien, ſage ich Euch. Hätte meine tapferen Soldaten parbleu für weiſer gehalten, als daß ſie das Geſchwätz eines hirnloſen Pfaffen glaubten. Steht nicht da und gafft mich an — ſeht Ihr nicht, daß das Weib ohnmächtig, vielleicht ſchon halb verbrannt iſt? Bringt eine Bahre herbei und tragt ſie in unſer Quartier. Dafür erlaube ich Euch, das Carmer'ſche Haus niederzubrennen, und wenn es Euch Vergnügen und Kurzweil gewährt, auch alle übrigen Häuſer.“

„Damit wäre uns ſchlecht gedient, General. Ja, wenn wir vorher plündern dürften, aber der Marſchall de Larges hat ſeinen Truppen das Plündern verboten.“

„Und dort in die Kirche haben ſich die ſchmuckſten Mädchen und Weiber eingeſchloſſen,“ ſagte ein

Zweiter verdrießlich. „Auf den Straßen und in den Häusern sind nur Alte und Kranke geblieben.“

Melac lachte laut; sein Lachen klang schauerlich.

„Arme Schelme! Ich kann Euch nur den Rath ertheilen — nehmt, was Ihr bekommen könnt; ich übernehme die Verantwortung Eurer Sünden bei dem Marschall. Ist nur gerecht, daß der Soldat seinen Lohn bekommt — fangt nur an mit dem Plündern und Brennen — bald wird die ganze Armee Eurem Beispiele folgen und Euch vermag man nicht allein zu beschuldigen.“

„Es lebe unser General Melac!“ riefen die wilden Gestalten in ausgelassenem bacchantischen Jubel. „Vive Melac! er weiß, was den Soldaten im Kriege gebührt.“

Der junge Offizier hatte während dieses Gespräches Martha von dem Tische gehoben, nachdem er mit seinem Schwerte die Stricke durchschnitten, welche sie an den starken Balken hielten. Dann befahl er einem der Soldaten, seinen eigenen Mantel um die Ohnmächtige, halb Entkleidete zu werfen, und trug sie in den Armen bis zu der Stelle, wo Melac zu Pferde hielt.

„Sie ist ohnmächtig,“ sprach der junge Mann. „Wenn sie an den erlittenen Brandwunden stirbt, dann, beim Himmel! verklage ich ihre Mörder bei

Seiner christlichen Majestät, und wehe dann Allen, die Theil an dem ruchlosen Verbrechen gehabt haben."

„Nun, ich denke, eine Hexe stirbt nicht, weil sie eine Weile Feuerprobe ausgehalten," antwortete Melac spöttisch. „Aber sie soll in unser Quartier, in das Gasthaus zum Ritter gebracht werden, als meine Gefangene. Legt sie auf die Bahre nieder, Herr Marquis, oder wollt Ihr Euer Mitgefühl noch lebhafter an den Tag legen und die Hexe als Euer Liebchen in das Gasthaus tragen?"

„Ja, das werde ich; keine dieser Henkersfäuste sollen die Arme wieder durch ihre Berührung entwürdigen. Ich werde für sie den Schutz des Marschalls ansprechen, im Namen der erlauchten Familie, der Martha angehört."

Nach dieser Rede machten die Soldaten ihm ehrerbietig Platz, so daß er unaufgehalten an der Kirche vorbei ging, auf das nahe Gasthaus zu.

In der Thür stand der uns bekannte Wirth im Gespräche mit Peter und einigen Bürgern, die zwei prachtvolle Reitpferde am Zügel hielten.

„Herr Wirth!" rief der Offizier von Weitem diesem zu — „ich bringe Euch eine Kranke zur Verpflegung — nehmt mir die Bürde ab, es ist

Martha, die ich soeben von der wahnsinnigen Soldateska befreit habe."

„Mein Gott! Ist sie todt?"

„Noch nicht, Herr Wirth, aber bewußtlos! — Weiset uns ein Zimmer an, in dem wir sie niederlegen können."

„Die Herren Offiziere haben fast mein ganzes Haus in Beschlag genommen, wofür ich eigentlich ihnen dankbar sein sollte, weil ich vielleicht durch ihre Anwesenheit der allgemeinen Plünderung zu entgehen hoffe; doch mein Weib räumt der Armen schon ein Plätzchen in unserer Kammer ein. Aber ich weiß nicht — täusche ich mich nicht — Ihr kommt mir bekannt vor — und doch —"

„Erkennt Ihr den François nicht wieder, Herr Wirth?"

„Herr meines Lebens, Ihr seid es — Johannes' Freund, den er so lieb hat. Seid jetzt Offizier, wie ich sehe — wünsche Euch Glück, Capitän."

„Der König hat endlich mir Gerechtigkeit angedeihen lassen, mir nach meinem Rang und Titel eine gebührende Stellung im Heere angewiesen."

Beide Männer hatten mit gedämpfter Stimme die Unterhaltung geführt, während sie in das Haus eintraten. Der Wirth rief sogleich seine Gattin herbei, welche Martha in ihr eigenes Bett legen

ließ, worauf ſich die Herren zurückzogen, die Kranke der Fürſorge der Frauen überlaſſend.

Stärkende Mittel brachten die Ohnmächtige bald wieder zur Beſinnung. Verwundert ſchaute ſie um ſich und ſtieß einen leiſen Schmerzensſchrei aus, als ſie ihre verbundenen Füße bewegte.

„Wo bin ich? Es war doch kein Traum, daß ich verbrannt werden ſollte," ſtammelte die Kranke.

„Leider iſt es bittere Wahrheit, kein böſer Traum, Du Aermſte," ſprach die Gaſtwirthin. „Aber jetzt ſeid Ihr bei uns und dürft ruhig ſein. Wir und ein treuer Freund beſchützen Euch."

„Ein treuer Freund ſagt Ihr?"

„Ja! — Er iſt draußen. Wollt Ihr ihn ſehen und ihm danken, daß er ſelbſt Euch in unſer Haus in den Armen hertrug?"

„Ja, gewiß. Laßt mich den guten Engel ſehen, liebe Frau Wirthin."

Darauf öffnete dieſe die Kammerthür, ging hinaus und kehrte nach einigen Minuten mit dem jungen, ſchönen Cavalerie-Offizier zurück. Jetzt hatte er aber den Helm mit dem Federbuſche abgelegt. — Martha wechſelte die Farbe, als ſie ihn anſah — aber ſie lächelte alsbald mit ſanfter, gewinnender Lieblichkeit und ſtreckte ihm die feine Hand entgegen.

„François! Ihr seid mein guter Engel gewesen, der mich aus den Händen der Unmenschen rettete!“

„Wollte Gott, ich könnte Euch von diesem Hause aus in ein sicheres Asyl bringen, meine geliebte Freundin, denn Melac hat Euch erkannt und wird Euch gefangen halten, bis Ihr versprechet, Liese ihm zu übergeben.“

„Dann bleibe ich mein Leben lang seine Gefangene,“ antwortete Martha.

„Wißt Ihr wirklich nicht, wo sich die junge Frau verborgen hält? denn ich erfuhr durch unsere Spione, daß Elisabeth dem Johannes endlich angetraut worden ist. Wie gerne würde ich mich zu dem Hochzeitsfeste eingestellt haben, aber der Marschall gestattete es mir nicht, weil er das Unternehmen für gewagt hielt.“

„Eurem liebevollen Herzen darf ich die Beruhigung ertheilen, daß Liese sich mit Käthchen im Schlosse befindet. Wenigstens sahen sie Hannes und der Wirth auf dem Wege dorthin.“

„Gelobt sei Gott, dann ist sie sicher — wenn wir nicht mit Sturm das Schloß einnehmen. Ihr erlaubt mir, die Nachricht Melac mitzutheilen? Da wird er einsehen, daß es nicht in Eurer Macht steht, ihm die junge Frau auszuliefern. Unter

uns gesagt, Martha — Melac beabsichtigt, von dem Papste die Ehe Johannes' mit der Marquise anulliren zu lassen, damit Liese den Neffen des Generals heirathe und auf diesen den Titel vererbe. Ihr kennt den Charakter des schlauen Bösewichts, und daß ihm nichts heilig ist, wenn er eine Absicht erreichen will. Aber laßt es Euch nicht angst sein — sorget für Eure Genesung, denn sobald Ihr auf den wunden Sohlen auftreten könnt, müssen wir suchen, Euch heimlich aus dem Gasthause zu entfernen. Auch habe ich in dem Marschall de Larges einen väterlichen Freund und Gönner. Dieser, sowie alle Befehlshaber hassen Melac von Grund und Boden aus und werden sich gerne mit mir verbinden, um ihm einen ärgerlichen Streich zu spielen. Keiner gönnt es ihm, dem ungebildeten Manne, daß er sein Haus durch die Erwerbung des Marquistitels erhöhe. Der König wurde durch Louvois beredet, der den Melac sehr hoch stellt. Aber ich muß Euch verlassen, meine Freundin, denn meine Pflicht gebietet, daß ich meine Leute noch beaufsichtige. Leider haben dieselben, wenigstens Melac's Horden, sich bereits Greuelthaten gegen die Einwohner erlaubt, was nicht nach den Wünschen de Larges geschehen. Leider drang Melac zuerst in die Stadt und die nach-

rückenden Truppen folgten dem Beispiele der ausschweifenden Dragoner.“

„Ihr werdet sicherlich das Eurige thun, François, um die Einwohner in Schutz zu nehmen.“

„Ach, mein guter Wille wird ihnen wenig nutzen,“ antwortete François mit einem tiefen Seufzer. „Ich fürchte, Heidelberg wird eine Wiederholung der letzten Schreckensauftritte vor vier Jahren erleben; denn wir haben Befehle, unter keiner Bedingung eine eingenommene Stellung in einem bewohnbaren Zustande einzuräumen.“

François' Befürchtungen zeigten sich gar bald als keineswegs unbegründet, wie wir wissen, denn die Truppen steckten die Hauptgebäude und viele Häuser an, nachdem sie dieselben rein ausgeplündert hatten, erbrachen die Kirchen, mißhandelten die Bürger, entehrten die Weiber und benahmen sich buchstäblich mit einer Barbarei, welche nicht einmal von den wilden Hunnen oder Türken je ausgeübt wurde. Schaudernd und mißbilligend mußten die besser und menschlich gesinnten jüngeren Offiziere das Elend ansehen, ohne daß es ihren Anstrengungen gelang, dem Morden, Plündern und der Mißhandlung der wehrlosen Weiber und Mädchen Einhalt zu thun. Mit höhnenden Worten wies man im Hauptquartiere die Bitten

Heydersdorff's um Schonung für die Stadt ab. — In der That mußte eine solche Bitte von Seiten eines Mannes als Ironie erscheinen, der bekanntlich schon lange mit dem Feinde verbunden gewesen.

Als der Commandant mit dem letzten Reste von Ehrgefühl eine Capitulation verwarf, wobei nur seine Persönlichkeit das Schloß frei verlassen durfte, ließ de Larges seine Kanonen gegen das Schloß richten. Wie wir aber wissen, sandte er schon einige Stunden nach dem Anfange des Bombardements, am zweiten Morgen, einen Parlamentär und einen Mönch als Friedensunterhändler ab. Jetzt erwarteten die Offiziere in lebhafter Spannung die Zurückkunft der Unterhändler und der Antwort Heydersdorff's. Dem Marschall lag ernstlich daran, in den Besitz des Schlosses zu gelangen, ehe sie von einer Hülfsarme angegriffen und zu einem Rückzuge gezwungen werden konnten. Als diese erschienen, sprach der Mönch unverhohlen seine Ansicht aus:

„Ich bin der Ansicht, daß Ihr nimmermehr das Schloß einnehmen werdet, Monsieur, wenn dasselbe Euch nicht übergeben wird, denn die Mauern trotzen lange einem Bombardement, und an Munition fehlt es nicht, ebensowenig an Na-

turalien, Brod und Wein. Bei der großen Anzahl der Bewohner würde allerdings bald Noth eintreten, aber die Weiber seien entschlossen — so sagte man mir — lieber Hungers zu sterben und die Provisionen der Besatzung zu überlassen, als daß sie eine schimpfliche Uebergabe veranlassen wollten."

„Sie werden nicht Wort halten!" sagte Melac höhnisch.

„Sie werden Wort halten, General!" bekräftigte der Kapuziner, „denn sie haben keine andere Wahl, wenn sie nicht die Opfer Eurer barbarischen, unchristlichen Truppen werden sollen. Die Jungfrauen im Schlosse tragen kein Verlangen, das Schicksal der Unglückseligen zu theilen, die Ihr geschändet, maltraitirt und als feile Dirnen habt in Euer Lager schleppen lassen."

„Guter Vater! die Soldaten wollen nach der Arbeit auch ihren Lohn, und die Heidelberger Ketzerinnen sind gar zu appetitlich."

„Es sind nicht nur die Ketzer, welche Ihr erwürgt und entehrt habt, sondern ohne Unterschied auch katholische Jungfrauen und Weiber!" rief der Kapuziner heftig aus.

„Milles diables, mon père! warum trugen sie nicht ihr Glaubensbekenntniß auf der Stirne?

Meine Soldaten haben keine Zeit, nach dem Glaubensbekenntnisse zu fragen, bezweifle auch, ob sie einen Unterschied machen würden zwischen einer hübschen Ketzerin oder einer Katholikin. Die Burschen greifen zu, wo sie finden."

„Aber die heiligen Kirchen wenigstens hätten Euere Horden verschonen sollen. Warum ist die Heiligengeistkirche angezündet und entweiht worden durch die Entehrung der Weiber selbst am Altare? Und was hatten die Grüfte der Todten verbrochen, daß Eure Soldaten die Leichen ruchlos hervorzerrten, die Grabmäler beraubten und alle Kirchengefäße, die zu dem katholischen Gottesdienste gehörten? Die Begräbnisse des römischen Kaisers Ruperti, vieler katholischen Kurfürsten mit deren Gemahlinnen und Kinder sind erbrochen und die Gebeine auf die Straße geschleudert worden, den Hunden zum Fraß! Glaubt Ihr, der christliche König Ludwig würde diese Schandthaten geduldet haben, so er selbst anwesend gewesen, oder gar, daß Eure Dragoner selbst katholische Priester bis auf's Hemd ausgezogen, um Geld bei ihnen zu finden? Glaubt mir, General, Euer Name wird nimmermehr mit Ehren bedeckt genannt werden, wenn auch der Marquistitel ihn schmückte, sondern als ein Fluch Gottes in der Geschichte fortleben.

Wir verhalfen Euch nicht zu dieser Stadt, damit Ihr sie ausplündertet, die ehrwürdigen Kirchen und Klöster entweihtet mit Blutvergießen und Unzucht, sondern daß die Einwohner bekehret würden und die katholische Religion wieder herrsche, wie ehedem. Erwartet vom heiligen Vater keinen Dank für diese Greuelthaten."

„Es geschah nicht mit meinem Willen," sagte Chamilly. „Ich kam zu spät, um den losgelassenen Soldaten Einhalt thun zu können. Die Stadt hätte auch nicht angesteckt werden sollen, so lange wir sie zu halten vermögen."

„Desto dringender, daß wir das Schloß noch in einem wohnlichen Zustande übernehmen," sprach Choiseul. „Ich stimme daher unbedingt dafür, daß wir Allen im Schlosse, ohne Ausnahme, freien Abzug gewähren. Die Garnison soll bis nach Wimpfen geleitet werden; und da wir kein Obdach für die Einwohner mehr haben, müssen Alle fort, die noch fortziehen können, damit sie nicht ferner molestirt werden."

„Zunächst wäre es gut, wenn die unglücklichen Weiber und Kinder aus dem Kapuzinergarten befreit würden," sprach der alte Kapuziner.

„Ich wußte nicht, daß man Weiber dort auf-

genommen hatte," erwiderte Chamilly, befremdet seine Offiziere ansehend.

„Sie wurden nicht freiwillig aufgenommen," erörterte der Mönch, „sondern von den Soldaten wie eine Viehheerde dorthin getrieben. Bis in die Klosterkapelle und in die heiligen Kreuzgänge haben sich die Armen geflüchtet, um ihre Ehre zu retten. Die ganze Nacht haben sie halbnackend unter dem freien Himmel zugebracht. Zwei Kinder sind an der Brust der Mutter mit Piken durchbohrt worden, mehrere Weiber und Jungfrauen liegen in ihrem Blute unter den Lebenden. Ich bitte Euer Gnaden aus Barmherzigkeit und bei Eurer ritterlichen Ehre, daß Ihr Euch der armen Opfer erbarmen wollet und sie fortziehen lasset, ohne daß sie weitere Brutalitäten erleiden."

„Es soll geschehen!" rief Chamilly aus. „Messieurs les officiers, ich beauftrage Vier von Euch, sofort nach dem Kloster zu gehen, dort Wache zu stellen und jeden Soldaten auf der Stelle niederzustoßen, der sich hineindrängen will. Ferner soll den Armen Erfrischungen an Brod und Wein gereicht werden, man nehme selbst von der Mannschaft dazu weg; es ist genug geplündert und vergeudet worden. Ich mache jeden von Euch, Messieurs, für die Ausführung meiner Befehle ver-

antwortlich. Wenn es möglich, sollen sie heute noch mit den gefangenen Bürgern nach Philippsburg befördert werden. Von dort ab müssen sie weiter sorgen. Ich denke, der Dauphin wird sie ohne Aufenthalt nach Frankfurt, oder wo sie hin wollen, ziehen lassen."

„Ich werde selbst mich nach dem Kloster begeben," sprach der Kapuziner, „und mich der Unglücklichen annehmen."

„Mit nichten, ehrwürdiger Vater; wir können Eurer Dienste noch nicht entbehren, denn wir bitten Euch abermals, einen Gang in's Schloß zu machen. Habt die Gewogenheit, in das Nebenzimmer zu treten, bis wir einen Rath gehalten."

Der Mönch zog sich zurück, aber er durfte nicht lange harren, denn schon nach Verlauf einer Stunde berief man ihn wieder.

Darauf sah man den Alten, diesmal allein, den Stab in der Hand, langsam den steilen Burgweg zum Schlosse emporsteigen. Soeben hatte Dr. Mieg seinen Gottesdienst im Schloßhofe beendet, als das bekannte Signalhorn draußen ertönte, das einen abermaligen Boten ankündigte. Der Kapuziner schritt gesenkten Hauptes durch die Menge und wandte sich nur an einen Offizier mit der Anrede:

„Führet mich zum Commandanten. Ich hoffe, meine zweite Botschaft wird Allen zum Heile gereichen.“ Dann legte er seine Hände segnend auf einige Kinder, welche katholische Mütter ihm knieend und unter Thränen darreichten, und stieg sichtlich bewegt die Treppe bis zum Audienzsaale hinauf, wo auch Heydersdorff einige Minuten nachher erschien.

Er befand sich allein mit dem Mönche. Schon berührte seine Hand die Glocke auf dem Tische um andere Offiziere herbei zu citiren, da erfaßte der Mönch seinen Arm und sagte ernst:

„Ich habe mit Euch privatim zu reden, General. Nachher möget Ihr mit den Offizieren Kriegsrath halten.“

Die Unterredung währte lange, währenddessen stieg die Spannung der Bewohner, selbst der Garnison, auf's Höchste. Endlich erschien der Mönch wieder; sein Antlitz, obgleich bleich, zeigte jedoch keine Spur von Aufregung. Mit sichtlicher Theilnahme aber blickte er auf die Weiber, von denen so viele kleine Kinder in den Armen oder neben sich hatten.

Da trat, von dem väterlichen, gütigen Blick des Mönches ermuthigt, eine der Frauen aus dem

Kreiſe und kniecte mit ihren zwei Kleinen vor demſelben nieder.

„Vater, ſegnet uns, ehe wir ſterben; ſegnet unſere unſchuldigen Lämmlein, die das harte Schickſal der Eltern tragen müſſen.“

Der Kapuziner legte ſeine Hände auf die Kinder und ſegnete ſie, dann erhob er das Haupt und ſprach mit lauter, vernehmbarer Stimme:

„Ich bin dieſes Mal gekommen, um beſſere Vorſchläge zu überbringen, und gehe mit der Hoffnung hinweg, daß meine Bemühungen nicht vergebens ſein werden.“

„So dürfen wir hoffen, daß der Feind uns Bürgern und Bürgerinnen freien Abzug gewähren werde?“ fragte Dr. Mieg.

„Aber Allen!“ riefen einige Weiber aus, ohne Ausnahme, „oder es darf keine Seele dieſes Schloß verlaſſen, weder Commandant, noch ein Mann von der Beſatzung.“

„Von einem Abzuge braucht noch keine Rede zu ſein,“ fiel Balthaſar raſch ein. „Das Schloß iſt reichlich auf 4—6 Wochen verproviantirt und bis dahin wird die ſächſiſche Armee uns zu Hülfe kommen.“

„So lange warten die Franzoſen nicht,“ antwortete der Mönch — „ſie werden das Schloß

bombardiren und daſſelbe mit Sturm einnehmen, zumal es ihnen wohlbekannt iſt, daß es Stellen giebt, welche dem kühnen Feinde keinen Widerſtand leiſten könnten. Was aber Euer Aller Schickſal ſein wird, wenn die Franzoſen mit den Waffen in's Schloß eindringen, möget Ihr wohl bedenken, und Euch fügen, ſo wir günſtige Bedingungen zu einer Capitulation ermitteln können."

„Wir widerſetzen uns einer Uebergabe nicht, denn dieſe iſt Sache des Commandanten; er möge darin nach Pflicht und Gewiſſen handeln," ſprach Käthchen mit freiem, kühnem Blicke und ſtolzer Haltung. „Aber das Eine vermeldet den chriſtlichen Henkern des allerchriſtlichſten Königs und abſonderlich dem Bluthunde Melac, daß wir uns nicht daſſelbe Schickſal bereiten laſſen wollen, wie den unglücklichen Opfern der Luſt und Begierde zu Theil geworden. Sagt den Herren Befehlshabern, daß wir Frauen und Jungfrauen einen feierlichen Bund unter uns beſchworen, daß weder der Commandant noch ein Mann der Beſatzung dieſes Schloß verlaſſen ſoll, es ſei denn, daß wir ſie begleiten und die Stadt unbehelligt und unbeleidigt verlaſſen dürfen."

Der Mönch lächelte. „Wie vermögen ſchwache Weiber und Jungfrauen das zu verhindern?"

„Wir sind nicht schwach — die Verzweiflung wandelt uns Weiber zu Dämonen um!“ antwortete Käthchen, die schönen Augenbrauen zusammenziehend und das Haupt stolzer aufwerfend. „Unsere Männer sind mit uns verbunden. Zwei von uns haben geschworen, die Pulvermagazine anzuzünden und uns sammt dem Schlosse lieber in die Luft zu sprengen, als die Beute der französischen Raubhorden zu werden.“

„Seid Ihr Alle damit einverstanden?“ fragte der Mönch überrascht und bestürzt.

Da erhoben sich alle Stimmen, als wären die 300 Personen nur Ein Wesen, und laut und drohend erscholl ein feierliches „Ja, wir sind einig!“

„Das ist ein entsetzlicher Entschluß!“ sagte der Mönch — „aber ich hoffe, die Heiligen werden dieses Verbrechen verhüten. Was in meinen schwachen Kräften liegt, verspreche ich für Eure Sicherheit zu thun; ich bin ein Diener des höchsten Gottes und habe kein Gefallen an diesen Werken der Grausamkeit.“

Mit einem freundlichen Neigen des Hauptes schritt der Mönch durch die Reihen der Flüchtlinge und wurde am Schloßthore von Schönbeck und Blitzencron bis an das große äußere Burgthor geleitet.

Neuntes Capitel.

Deputation der Weiber an Heydersdorff.

Käthchen begab sich, nachdem der Kapuziner sich entfernt, zu den Frauen und redete eifrig mit diesen in gedämpfter Stimme. Nach Verlauf einer kleinen Zeit trat sie wieder zu den Bürgern und legte ihre Hand auf Balthasar's Arm.

„Mein Lieber — ich habe soeben die Frauen und Jungfrauen aufgefordert, daß sie mit mir zum Commandanten gehen sollen und denselben fußfällig bitten, uns nicht zu verlassen, oder das Schloß ohne unsere Bewilligung den Feinden zu übergeben."

„Der Gedanke ist nicht übel!" sagte Dr. Fabricius.

„Und ich rathe Euch, erwählt meine Liese zur Vorsprecherin," sagte ein kleiner Greis, der, von

Allen unbeachtet, dem Gottesdienſte beigewohnt hatte.

„Vater Bernhard!“ rief Johannes angenehm überraſcht aus.

„Wählet Eliſabeth, daß ſie die Weiber anführe,“ wiederholte der Alte flüſternd, indem er ſich an Käthchens Seite drängte. „Heydersdorff wird ihr keine Bitte abſchlagen.“

In Käthchens blauen Augen leuchtete es ſchalkhaft auf, wie in früheren, heiteren Tagen. Sie nickte ſchweigend, aber beifällig dem Alten zu, dann ging ſie wieder zu den Frauen und redete mit denſelben. Sogleich ſah man dieſe einen Zug je paarweiſe bilden; voran ging Käthchen, Hand in Hand mit Lieſe, die während der Berathung mit einem lieblichen, kleinen Knaben ſich unterhalten hatte.

Heydersdorff ſtand gedankenvoll an einem der Fenſter in dem ſchönen Audienzſaale, von wo man einen weiten Blick auf das Thal hatte. Worüber er nachdachte, wiſſen wir nicht, vermuthlich über die geheime Unterredung mit dem Mönche. Er vernahm die Tritte der Weiber nicht, blickte ſich auch nicht um, bis Schönbeck ſeinen Arm berührte und rückwärts deutete.

Erſchreckt zuckte der Commandant zuſammen,

ſein Auge ruhte ängſtlich auf den beiden jungen Frauen; aber eine verrätheriſche Röthe überflog das blaſſe, tiefernſte Antlitz, als er in einer derſelben Lieſe erkannte.

Beide warfen ſich vor ihm nieder. Lieſe aber erhob flehend, mit thränenvollem Auge, die Hände zu dem ſtrengen Manne empor und brachte die Bitte der armen Bedrängten vor.

Heydersdorff verwandte keinen Blick von der ſchönen Rednerin, die in dieſem Augenblicke der höchſten Erregung, in dieſer bittenden Stellung doppelt anziehend erſchien. Als ſie mit einem Ausdrucke faſt kindlichen Vertrauens mit den Worten ſchloß: „Wir hegen zu Euer Gnaden das Vertrauen, daß Ihr unſere Ehre ritterlich vertheidigen und uns nicht den Barbaren preisgeben werdet," da konnte der heftig bewegte Mann nicht mehr an ſich halten.

„Nein, ich werde Euch einem ſolchen Schickſale nicht hingeben!" rief er aus, indem er Lieſens gefaltete Hände faßte und dieſe feſthielt. „So wahr ich einſt hoffe, daß Gott mir gnädig ſein möge, ich werde lieber ſterben, als Euch den Feinden überlaſſen."

„Nicht allein für mich bitte ich, ſondern für

Alle, die unter diesem Dache ein Asyl gefunden haben," setzte Liese erröthend hinzu.

„Wir wollen ohne Klage arm und hungernd aus der Stadt in die fremde Welt ziehen, aber unsere Ehre wollen wir bewahren, Herr Commandant!" sagte Käthchen. „Ziehet Ihr auch ohne uns ab, so sollen doch die Franzosen nicht in dieses Schloß einziehen — denn wir werden die Pulvermagazine anzünden und uns Allen unter den Trümmern ein Grab bereiten."

„Ihr redet kühn, holde Rose."

„Die Rosen haben auch Dornen, Herr Commandant!" antwortete Käthchen lächelnd — „Dornen, welche Den verwunden, der sie mit rauher Hand abbrechen will."

„Steht auf, ich bitte Euch," sprach Heydersdorff. „Wir wollen mit einander Raths pflegen. Jetzt," setzte er hinzu, während er aber immer noch Liesens Hand in der seinigen behielt, „sollet Ihr Alle vernehmen, was mir der Mönch vorgeschlagen hat, und darnach selbst Euer und mein Schicksal bestimmen.

„Wir können, so wir es wollen, uns noch einige Wochen lang halten; aber ich gebe Euch Zweierlei zu bedenken. Erstlich sind die Mauern nicht so dauerhaft, wie man glaubt; an manchen Stellen

dürften bei einer ernſtlichen Beſchießung Breſchen entſtehen, die wir nicht ſchnell genug zu repariren vermögen. Auch hat, wie unſer Ingenieur uns dieſen Morgen gewieſen, der geſprengte Thurm ein Loch, nahe am Boden, welches groß genug iſt, um einen Mann hineinzulaſſen und darin eine Mine von Außen anzulegen. Zweitens würde der Feind nur in dieſem Falle Euch Allen, ohne Ausnahme, freien Abzug gewähren, ſo ich ihm das Schloß noch unbeſchädigt, ſammt aller Munition, übergebe. Es fragt ſich aber, geſtattet es meine Ehre, als Commandant unter dieſen Bedingungen zu capituliren, oder ob meine Pflicht mir nicht vielmehr gebietet, es auf's Aeußerſte ankommen zu laſſen — wobei ich aber Euch dem Schickſale oder dem Feinde anheim geben müßte, ſo ihm die Einnahme nach einer Belagerung gelänge."

„Wir Frauen vermögen ſchwer Euer Gnaden zu rathen," nahm Käthchen das Wort; „aber Ihr habt ehrenhafte Männer um Euch, die Euch rathen werden, was am beſten ſcheint. Nur Euer Verſprechen wollen wir, daß Ihr keinen Abzug anordnet, wovon wir Bürger ausgeſchloſſen ſind."

„Dieſes Verſprechen leiſte ich Euch mit dem redlichſten Willen, ihn zu halten," erwiderte Heydersdorff. „So wahr ich lebe, ſeid verſichert —

entweder ziehen wir Alle frei von dannen, oder ich sterbe in der Vertheidigung meines Postens."

„Wir sind zufrieden gestellt," sprach Liese mit einem dankbaren Blicke aus den schönen Augen. „Gott segne Euch im Namen aller meiner leidenden Schicksalsgenossinnen."

„Wir wollen Euer Gnaden nicht länger von ernster Berathung abhalten," sagte Käthchen. „Komm, Liese! laß uns zu Deinem kranken Vater gehen."

„Erlaubt, daß ich Euch dahin begleite," sprach Heydersdorff. „Neben dem Wunsche, den Kranken zu besuchen, habe ich demselben auch Etwas privatim mitzutheilen, wobei seine Tochter und deren Busenfreundin aber gegenwärtig sein dürfen."

Die übrigen Frauen verließen hierauf den Saal. Der Commandant aber reichte nun auch Käthchen die Hand und ging mit ihnen nach den Zimmern des Grafen Degenfeld.

Carmer war von seinem Bette aufgestanden, hatte sich ankleiden lassen und ruhte in einem Sessel am offenen Fenster. Auf seinen Knieen lag eine offene Bibel, neben dem Kranken saß der alte Bernhard, das ehrwürdige Haupt auf die Hand gestützt.

Ein sonniges Lächeln spielte um seinen Mund,

als der Commandant mit den beiden Frauen eintrat und freundlich zu Carmer sagte:

„Ich komme, mich nach Euerem Befinden zu erkundigen, freue mich aber zu sehen, daß Ihr das Lager entbehren könnt."

„Die warmen Sonnenstrahlen beleben mich und verleihen mir neue Kräfte," sprach der Juwelier. „Wollte Gott, sie vermöchten in mir die schreckliche Erinnerung an das Erlebte auszulöschen."

„Denket nicht mehr daran; wir Menschen müssen nie über das Geschehene trauern, sondern vielmehr darauf bedacht sein, ferneren Leiden vorzubeugen. Ich habe Euch eine Mittheilung zu machen, lieber Carmer, die Euere holde Tochter und Martha angeht."

„Martha? Wißt Ihr mir zu sagen, wo sie sich befindet?" fragte Liese lebhaft.

„Ich verdanke die Kunde über sie dem Kapuzinermönche und einem Zettel, den dieser mir von einem jungen Offiziere, Marquis François de —"

„François? Kann es unser lieber ehemaliger Gast und Einquartierter sein?" rief Carmer.

„Wohl sicherlich derselbe," antwortete Heydersdorff; „er ist zum Capitän avancirt und hat dabei die alte Freundschaft nicht vergessen, sondern bittet mich bei meiner ritterlichen Ehre, Euch, schönste

Elisabeth, vor einer großen Gefahr zu warnen, oder eigentlich vor einem Complot, das Melac entworfen, um Eurer lieblichen Person habhaft zu werden."

„Der freche Wollüstling!" stieß Käthchen entrüstet aus, während Liesens Wangen dunkelroth vor Scham wurden.

„Dieses Mal wünscht Melac die junge Erbin des Marquis für seinen Neffen, der aber in Wahrheit sein Bastard sein soll, zu erobern. Demselben soll der Titel Eures Vaters mit der Vermählung der Tochter übertragen werden. Der König hat es Melac bewilligt als Lohn seiner Dienste im Kriege."

„Aber weiß er denn nicht, daß ich bereits einen Gatten besitze?"

„Das weiß er, aber der gottlose Mensch kümmert sich darüber nicht — er meint, der heilige Vater würde bereitwillig auf das Ansuchen König Ludwig's Eure Ehe als annullirt, als nicht geschehen erklären, was möglich ist, da Ihr Beide protestantischer Confession seid."

„Aber Gott hat durch den Mund seines Priesters unsere Ehe gesegnet — und Niemand soll mich meinem Gatten untreu machen," erwiderte Liese mit sanfter Entschiedenheit.

„Ich kannte Eure Gesinnung, edle Frau, ehe Ihr dieselbe aussprachet. Darum also müssen wir einen Plan entwerfen, um Euch und Johannes zu retten. Martha ist durch traurige Verhältnisse gleichsam Melac's Gefangene geworden und in das Gasthaus zum Ritter gebracht worden, wo die Herren wohnen. Es ist im geheimen Kriegsrathe beschlossen worden, daß man Euch Allen freien Abzug gewähren würde, wenn ich darauf beharre und das Schloß übergeben wolle. François hat aber den Melac in seinem Gemache belauscht, wie dieser mit einem von seinen Leuten einen Plan entwarf, der Euch unfehlbar in seine Hände liefern würde. Wenn die Bürger und Weiber nämlich abziehen aus der Burg, soll Martha auf einem freien Punkte zwischen zwei Dragonern aufgestellt werden — ich glaube am Fuße der Burgsteige. Melac rechnet sicher darauf, daß Ihr mit Johannes unter den Abziehenden sein werdet und daß Ihr Euch zu der Verwandten und Freundin herandrängen werdet. Dann sollet Ihr, holde Frau, gefangen genommen, Johannes aber meuchlings niedergestoßen werden."

„Schändliches Bubenstück!" stieß Bernhard erzürnt aus.

„Und würdig dem schlechten Manne, dem Nichts heilig ist auf Erden oder im Himmel," fügte Käth-

chen hinzu. „Aber sei ohne Sorge, liebes Lieschen — Gott wird den sündlichen Plan vereiteln — ich sehe es dem Herrn Commandanten an, daß er sich zu Deinem Ritter geweiht hat.“

„Vielleicht auch zu Eurem Ritter, «schöne Rose», falls Ihr meine Dienste nicht verschmähet.“

„Wie so? Wünscht Melac auch mir einen seiner Neffen zum Gatten aufzudringen?“

„Ich fürchte, seine Absichten mit Euch dürften noch weniger ehrenvoll sein, als mit Frau Elisabeth,“ erwiderte Heydersdorff. „Es scheint, Seine Hoheit der Dauphin habe Euerer nicht vergessen, obwohl schon Jahre darüber hingeflohen, und als ob er nach Euerem Anblicke reges Verlangen trage.“

„Dann muß er lange warten,“ erwiderte Käthchen spöttisch, „denn die Reise zu ihm werde ich nicht machen, ebensowenig suche ich die Ehre eines Wiedersehens.“

„Wir wollen den Scherz bei Seite lassen,“ sagte Carmer ernst. — „Also beide Frauen sind bedroht?“

„So ist's!“ lautete Heydersdorff's Antwort. „Darum dürfen sie unter keiner Bedingung mit den übrigen Frauen das Schloß verlassen. Es muß entweder auf einen Fluchtweg gedacht werden,

oder die beiden Bedrohten müssen in Verkleidung vor den Häschern vorbei passiren und ohne sich bei Martha's Anblick zu verrathen."

„Das ginge wohl an," bemerkte Käthchen — „aber unsere Männer werden doch erkannt werden."

„Diese könnte ich als Besatzung fortschaffen," erwiderte Heydersdorff. „Aber wie steht es mit der Höhle, Vater Bernhard? Seid Ihr gewiß, daß der Gang bis zu Ende gangbar ist?"

„Ich habe ihn bis zur Ausmündung selbst geprüft, und kann dafür stehen, daß den Frauen keine Gefahr droht," sagte Bernhard. „Nur ist er sehr lang und feucht; wir brauchen fast eine Stunde, ehe wir das Ende erreichen, dann aber befinden wir uns so weit außerhalb der Stadt, daß ich es für möglich erachte, ein Dorf unbemerkt von den Feinden zu erreichen."

„Dann wird es doch das Rathsamste sein, daß Ihr diesen unterirdischen Weg erwählet," sagte Heydersdorff. „Ihr müßt alsdann einen Rendezvouspunkt bestimmen, wo Ihr mit Vater Carmer zusammentreffen wollet."

„Ach, welche Angst und Herzensqual wird die gute Martha inzwischen um mich ausstehen!" sagte Liese. „Wäre es nur möglich, sie zu benachrichtigen oder ihr zur Flucht behülflich zu sein!"

„Sie weiß jedenfalls, daß ich für Euch beſorgt bin," gab Heydersdorff zur Antwort; „der Kapuziner wird es François mittheilen, wenn er Martha nicht ſelbſt ſprechen kann."

„Und der gute Müller?"

„Wir werden vielleicht durch meinen Johannes den Müller benachrichtigen laſſen können, etwa durch den Gaſtwirth zum Ritter. Während der Unruhe des Abzugs dürfte es nicht unmöglich ſein. Schreibet daher einige Worte auf, holde Frau, und gebt ſie meinem Johannes zur Beſtellung."

„Ach, wir ſind Euch ſo viel Dank ſchuldig, Herr Commandant!" ſprach Lieſe, ihm die Hand reichend.

„Ich bin belohnt für Alles, was ich auch ferner für Euch zu thun vermag, da ich dieſe theuere Hand an meine Lippen drücken darf. Lebt wohl unterdeß; vertraut mir und ſchenket mir ein freundliches Andenken, wenn Andere mich verleumden oder verdammen."

Nach dieſen Worten wandte er ſich haſtig von ihr ab und verließ das Gemach. Bernhard folgte ihm ſchweigend.

„Lieſe, mein Kind — was war das? Wie ſoll ich das Benehmen des Commandanten verſtehen?"

fragte ängstlich der Juwelier. — „Sollte er für Dich ein wärmeres Gefühl im Herzen tragen?“ —

„Horch — es kommt Jemand, es ist mein Johannes!“ rief Liese freudig aus und eilte nach der Thür. Aber ehe sie dieselbe erreichte, trat Johannes ein und schloß die glückliche junge Frau in seine Arme. Carmer lächelte, der in ihm aufsteigende Verdacht aber wurde durch die Zärtlichkeit Liesens gegen den Gatten schon erstickt. „Wir hatten einen Besuch vom Commandanten,“ sagte er zum Sohne.

„Weiß schon — draußen hat mich sein Adjutant, quasi Vertrauter, davon benachrichtigt und ich dachte ihn noch zu treffen. Aber ich soll Euch beiden Frauen den Auftrag ertheilen, daß Ihr schriftlich eine Petition bei ihm einreichen möget, in der wir Alle ihn ersuchen, gute Capitulationsbedingungen, namentlich freien Abzug anzunehmen.“

„Wozu die Formalität?“ fragte Käthchen.

„Ich denke, sie soll — dem Oberbefehlshaber in Heilbronn gegenüber — Heydersdorff's Uebergabe rechtfertigen oder doch entschuldigen.“

„Dann soll er die Petition auch erhalten,“ entgegnete Käthchen lebhaft. „Er hat es um uns

verdient, daß wir Alles thun, was ihn in einem beſſeren Lichte zeigen kann."

Auch Lieſe ſtimmte mit der Freundin ein, worauf Käthchen hinunter und dann in die Kapelle eilte, um mit den anderen Frauen die Bitte zu Papier zu bringen.

Während dieſes im Schloſſe ſich zutrug, ging es auch lebhaft in dem franzöſiſchen Kriegsrathe zu, den die drei Oberbefehlshaber im Gaſthauſe zum Ritter hielten. Die Meldung des zurückgekehrten Kapuziners von Heydersdorff's Entſchluß, nicht anders zu capituliren oder das Schloß zu verlaſſen, wenn nicht gleiche Bedingungen den Bürgern und Beamten zu Gute kämen, rief Anfangs heftigen Proteſt und verächtliche Worte hervor. Als aber der Mönch ſeinem gegebenen Verſprechen gemäß für die Einwohner Fürbitte einlegte, auch hinzufügte, daß man es mit einer Schaar Verzweifelnder zu thun habe, die das Aeußerſte zu begehen entſchloſſen wären, da wurde man nachdenklich — und ſchließlich kam man überein, die geſtellten Bedingungen anzunehmen, jedoch müſſe noch vor Abend die franzöſiſche Garniſon in das Schloß Einzug halten. Ohne Verſäumniß wurde ein Offizier, eine weiße Fahne in der Hand tragend, in die Burg abgeſandt mit der Vollmacht, ſogleich

im Namen Chamilly's den Accord zu unterzeichnen. Derſelbe hatte aber auch den Auftrag, den Abzug der Garniſon ſammt Bürgern zu beſchleunigen.

Es iſt wohl anzunehmen, daß der Marſchall de Larges ſich mit Chamilly verſtändigt und François zu der Ehrencharge eines Bevollmächtigten erwählt hatte, damit dieſer ſeine Freunde ſprechen könne. Sie erreichten ihren Zweck nicht ohne lebhaften Widerſpruch von Seiten Melac's, welcher mit Recht in François einen perſönlichen Gegner ſah.

Zehntes Capitel.

Capitulation mit freiem Abzug der Garniſon und ſämmtlicher Flüchtlinge.

Im Schloſſe hatten die Frauen bereits die angedeutete Petition dem Commandanten übergeben. Aber nicht nur die Bürger und Beamten hatten die Petition unterſchrieben, ſondern auch die Offiziere, da nach den klaren Begriffen des Ingenieurs, ſowie nach den Angaben des Schloßintendanten das letztere gefährliche Breſchen hatte und die Verproviantirung nur auf höchſtens vierzehn Tage ausreichen könne, da man nicht auf ſo viele Leute gerechnet. Das Signal, welches einen Parlamentär ankündigte, ward jetzt mit weniger Spannung vernommen, denn Heydersdorff's ſichere Ruhe flößte Allen Vertrauen ein.

Und ſie täuſchten ſich nicht. Nach Verlauf einer Stunde traten die Offiziere zu dem harrenden

Volke und verkündigten ihm, daß der Feind die Bedingungen des Commandanten angenommen, auch daß sämmtliche Bürger und Weiber frei und unangefochten das Schloß verlassen dürften. Der Besatzung wurden 12 Wagen zu ihrem Gepäck gestattet, desgleichen sollte Obrist Dörpp seine eigenen Geschütze in seine Stückgießerei hinab führen dürfen. Da es jedoch zur Bedingung gemacht worden, daß der Abzug so schnell als möglich stattfinde, so wurden die Leute ermahnt, sich sorglich mit Speise und Trank zu laben, sich auch, so gut sie es vermöchten, mit Brod und Fleisch zu versehen.

Das Letztere ließen sie sich nicht zweimal sagen. Mehrere Frauen begaben sich in die beiden Küchen, denn die herrschaftliche Küche war von der in dem Ruprechtsbau gelegenen getrennt. Da die letztere in der Nähe der Kasematten lag, ward sie ausschließlich für die Garnison oder Dienerschaft benutzt. Bald ging es lebhaft an beiden Orten zu, denn nun war man der Sorge überhoben und durfte nicht für die Feinde sparen. Mit Hülfe der gutmüthigen und erfahrenen Hausfrauen gab es dampfende geschmackhafte Gerichte genug zur großen Befriedigung der Mannschaft, die an Aehnliches nicht gewöhnt war. An Getränken ließ es die

Intendanz ihrerseits auch nicht fehlen, so daß der Schmerz über ihre Lage sich allmälig in Behaglichkeit auflöste und die dunkle Zukunft der armen Bürger auf kurze Zeit weit freundlicher erschien.

Erst die Aufforderung der Offiziere, ernstlich an den Abzug zu denken, weckte Alle aus ihrem süßen Taumel. Bald ging eine große Umwandlung im Schlosse vor. Die Bagagewagen mußten aus den Remisen hervorgezogen, gepackt und dann die Pferde angespannt werden; jeder Soldat wollte noch seine Feldflasche mit gutem Weine füllen und von dem bereiteten Mahle die Jagdtasche versehen. Es war eine maßlose Verwirrung, ein Auftritt, der einem Tumulte glich. Jeder war nur um sich und seine Angelegenheiten besorgt, so daß Niemand bemerkte, wie Käthchen mit Liese in den Garten ging, noch daß Johannes und Balthasar mit dem noch schwachen Carmer langsam folgten. Beide Frauen trugen kleine Weidenkörbchen über dem einen Arme, die jungen Männer ihre Jagdflaschen an dem Gürtel hängend. Die Freunde lenkten aber bei dem Grabe des alten Carmer von dem Wege ab und fanden hier den Vater Bernhard mit einer leichten Tragbahre.

„Gott sei Dank! da wäret ihr unbemerkt entkommen. Jetzt setzt Euch, lieber Carmer, und laßt

Euch ruhig tragen — wir haben keine Zeit zu verlieren. Die Fackeln hat der gute alte Johannes bereits in die Höhle vorausgetragen."

„Fürchtet Ihr nicht, daß wir der Besatzung begegnen?" fragte Liese ängstlich.

„Jetzt nicht mehr. — Alle haben die Terrasse verlassen und sind mit dem Aufladen beschäftigt."

„Man wird uns aber vermissen; die Frauen werden überall nach uns suchen und um uns in Sorge sein," sagte Käthchen.

„Möglich, aber Heydersdorff und der Marquis, Euer ehemaliger Gastfreund, Carmer, werden schon darauf bedacht sein, die Leute zu beruhigen. Zudem denke ich, daß sie genug von der Sorge um ihre eigene Zukunft erfüllt sind, denn in Wahrheit ist das Loos der armen Ausgetriebenen kein beneidenswerthes. Das Leben ist ihnen zwar sicher gesprochen, aber die Meisten besitzen kaum einige Groschen im Beutel und haben in ihrer Bestürzung den Feinden ihre sämmtliche Habe überlassen müssen."

„Wie ich," sprach düster der Goldschmied; „was ich vorher geflüchtet, würde nicht mein eigenes Dasein fristen, geschweige denn für meine Kinder genügen. Wenn Gott uns die Gnade erzeigt, uns wohlbehalten an den Rhein gelangen zu lassen, so

muß ich Deine Gastfreundschaft ansprechen, meine Liese."

„Wenn Euch das schwer fällt, wie muß es uns zu Muthe sein, Vater Carmer!" sprach Balthasar.

„Seid dankbar und beklaget Euch nicht," erwiderte der alte Bernhard, sich nach seinen Schützlingen umwendend, die mühevoll die Höhe zwischen den Bäumen erstiegen. „Euch bleibt die Aussicht, die Zuversicht eines friedlichen Asyls," fuhr er fort. „Mir dagegen steht nichts bevor, als ein einsames Ruhebett in der Fremde."

„Nein, Vater Bernhard, das dürft Ihr nicht sagen," rief Elisabeth aus. „Mein Haus steht Euch stets offen und Ihr werdet in Bellevue eine liebreiche, dankbare Tochter finden."

„Ihr seid gut und edel — es wäre mir eine Freude, Euch dort begrüßen zu dürfen, aber — ich fürchte, das Schicksal wird mir die Freude nicht gönnen, schöne Frau. Ich werde meinen Georg in Wimpfen oder doch in Heilbronn treffen und mit diesem Gutes oder Böses theilen."

„Fürchtet Ihr, man werde ihn zur Rechenschaft ziehen?" fragte Johannes.

„Ja, ich glaube, man wird ihn vor ein Kriegsgericht stellen — und Gott weiß, wie das Urtheil ausfallen wird. Ach, mein Herz ist schwer, lieben

Freunde, darum laßt uns nicht mehr über dieſen Gegenſtand reden. Wir ſind bald am Ziele, nur noch einige Minuten Geduld.“

„Ah! dort ſehe ich Johannes!“ rief Lieſe aus, auf einen alten Mann in einiger Entfernung deutend, welcher ein weißes Tuch ſchwenkte. Langſam ſchritt derſelbe jetzt den Flüchtigen entgegen.

„Da ſeid Ihr, Gott ſei Dank, Alle wohlbehalten,“ rief er ihnen zu, als er die Wanderer erreichte. „Aber heiß hat Euch das Hinaufſteigen gemacht. Nun, in der Höhle findet Ihr Wein und Speiſen, daran Ihr Euch laben möget, ehe Ihr den langen Gang antretet. Auch friſches Stroh findet Ihr dort zum Ausruhen. Alſo Ihr ſeid entſchloſſen, mitzugehen, Vater Bernhard?“

„Ja — ich will die Freunde in Sicherheit ſehen, ehe ich zu unſerem Heere ſtoße.“

„In dem Falle liegt eine andere Kleidung für Euch in der Höhle, nämlich ein grauer Mantel, damit Euer fremdartiger Talar nicht der Leute Aufmerkſamkeit errege, alter Herr. Ich kann nicht mit Euch in die Höhle gehen, denn der Commandant wird nach mir verlangen; ich ziehe natürlich mit ihm ab und laſſe mich nach Wimpfen escortiren. Gehabt Euch wohl derweil. Auf ein frohes Wiederſehen, Vater Bernhard.“

„Gott beſchütze Euch, Johannes, und meinen lieben Georg," ſetzte der Alte mit Innigkeit hinzu. „Vermelde ihm meinen Gruß und Segen, bis ich ihn ſelbſt mit eigenen Augen wiederſehe."

Elftes Capitel.

Martha wird durch den Gastwirth aus Melac's Händen gerettet.

Die sinkende Sonne warf bereits ihre rothen Strahlen über Schloß und Thal, als die Zugbrücke des Burgthores aufgezogen wurde, und zuerst eine lange Reihe von schwer bepackten Bagagewagen, von der Mannschaft begleitet, den breiten, steilen Burgweg hinabfuhr. An diese schlossen sich zwei Privatwagen Heydersdorff's und die schwerfälligen Kanonen des alten Dörpp. Mit gebeugtem Haupte und niedergeschlagener Miene ging der greise Veteran neben Alvendel her. Unmittelbar hinter ihnen folgte der lange Zug der Bürger, Weiber und Kinder; zuletzt erschien Heydersdorff mit seinen Offizieren und dem alten Kammerdiener. Troßbuben mit den Reitpferden der Herren bildeten

den Train. Kaum hatte der letzte Mann die Brücke überschritten, da flatterte vom Schlosse die mit Lilien durchwirkte königliche Fahne Frankreichs. Es zeigte sich jedoch, daß auch bei dem Abzuge es dem Commandanten an der gehörigen Erfahrung zur Aufrechthaltung der Capitulationsbedingungen mangelte, denn kaum hatten die schweren Gepäckwagen und die Geschütze die Stadt betreten, da stürzte bereits ein Regiment Grenadiere den Burgweg hinauf und machte sich durch die erschrockenen Leute Bahn. Umsonst baten sie, daß man ihnen freien Durchgang gestatte, selbst Heydersdorff gelangte in einem Zustande der Aufregung unten an und mußte hier sehen, daß noch gar keine Anstalten zu ihrem Fortbringen getroffen waren.

Einer Person allein brachte die maßlose Verwirrung und Unordnung Nutzen: der armen Martha, welche auf Melac's Befehl zum Lockvogel dienen sollte und am Fuße des Burgwegs zwischen zwei Soldaten stand. Am ganzen Körper bebend, wagte sie kaum die Augen aufzuschlagen; denn obgleich sie hoffen durfte, daß François Elisabeth warnen werde, so war es ja noch immer möglich, daß die junge Frau, von ihren Gefühlen hingerissen, sich den Häschern verrathen werde.

Da drängte sich, als die Frauen gerade sichtbar wurden, ein Kapuziner hinter Martha und redete die Soldaten an.

„Pax vobiscum, meine Brüder. Der Brigadier läßt Euch sagen, Ihr möget mir die Gefangene überlassen, während Ihr Beide in das Schloß eilet, um Euren Antheil an der reichen Beute zu sichern.“

„Von Herzen gerne,“ rief einer der Dragoner aus; „war mir schon lange ein Kreuz und eine Schmach, bei der verfluchten Ketzerin und Hexe Schildwache zu stehen. Hütet sie wohl, Vater — damit sie nicht durch die Luft fliege und so uns entkomme.“

Der Mönch versprach, wohl Acht zu geben, worauf die Hüter ihren Kameraden nachjagten.

„Folgt mir schnell,“ flüsterte der Mönch der armen Martha zu — „verliert mich nicht aus den Augen.“

Martha zog hastig ihren schwarzen Schleier über das Gesicht und folgte dem geheimnißvollen Mönche in die offene Kirche.

Diese war leer.

„Gott sei Dank, das gelang. Nehmt schnell die Kutte und verhüllt Euch damit vom Kopf bis

zu den Füßen," ſagte haſtig der Mönch, ſich der weiten Kutte entledigend.

„Herr Wirth!" rief Martha freudig überraſcht aus.

„Stille doch, liebe Freundin, die Mauern haben oft Ohren! — So, jetzt ſeid Ihr völlig unkenntlich gemacht, nur noch dieſen Stab und dieſen Geldbeutel, dann fort in die Mühle des ſchwarzen Hannes. Dieſelbe iſt nicht viel beſchädigt worden, wie ich vernahm, wenigſtens gelang es dem Müller, die Soldaten zu beſtechen, daß ſie bald wieder abzogen. Er erwartet Euch dort — wahrſcheinlich in einem Keller — treffet auch andere Bekannte: den alten Haffſtat und des Bürgermeiſters Elſe mit ihren Töchtern. Es gelang ihnen, Gott weiß wie, ſich bei dem Eindringen der Soldaten ſo lange in der Kirche zu verſtecken, bis die Scheuſale mit den übrigen Unglücklichen nach dem Kapuzinerkirchhofe zogen."

„Und der wackere Cruget?"

„Der iſt wohlauf, obgleich er ſich tapfer der mißhandelten Bürger annahm, ſo lange er hoffte, ihnen nützen zu können. Ich halte ihn in einem meiner Weinkeller mit noch ſechs Anderen, denen ich noch Obdach geben konnte. Mein Haus iſt voll von oben bis unten; Knechte und Mägde

haben ihre Lagerstätten den armen Leuten abgetreten und behelfen sich in den Ställen."

„Auf Eurem Hause ruht sichtbar Gottes Segen, lieber Wirth."

„Es ist Christenpflicht, was ich thue — aber kommt jetzt — oder vielmehr, laßt mich vorausgehen. In Eurer Verkleidung hoffe ich, daß Ihr den Späherblicken entgehen werdet. Ist es möglich, stelle ich mich heute Nacht auch in der Mühle ein und bringe kalte Speisen mit."

Er drückte dem verkleideten Mönche die Hand und entfernte sich. Martha aber wollte die schöne Kirche nicht verlassen, ehe sie dem gnädigen himmlischen Erretter ihren Dank an heiliger Stätte dargebracht. Da dieselbe völlig leer schien, schritt sie unerschrocken auf den Hauptaltar zu, nicht daran denkend, daß ihr Anzug diese Devotion in einem evangelischen Gotteshaus verdächtig machen könne. Vor dem Altare warf sie sich nieder und erhob die bittenden Hände zu dem Crucifix, während heiße Thränen des Dankes und des Schmerzes ihren sanften Augen entströmten.

„Rette, Herr Gott im Himmel, rette die Meinigen aus der Gewalt der Bösen, beschütze meine Elisabeth und Alle, die bei ihr sind," sprach sie leise; aber bei diesen Worten stieß ein junger

Mann hinter ihr einen Ruf des Erſtaunens aus. Er war, langſam und vorſichtig um ſich ſchauend, aus einer Ecke der Kirche hervorgetreten und hatte ſich dem angeblichen Mönche ganz genähert, ohne von demſelben vernommen zu werden.

Martha ſprang haſtig auf, ſo daß ſie gegen den Fremden anſtieß; aber bei dem erſten Blicke in das bleiche, gramerfüllte Antlitz deſſelben ſchlug ſie in froher Ueberraſchung die Hände zuſammen.

„Peter!“

„Martha! Iſt's möglich, in dieſer Kutte?“

„Der Herr verſorgte mich damit, als Melac mich am Schloßberge aufſtellen ließ, um Eliſabeth und Käthchen zu verrathen — aber wie kamſt Du hierher — wo iſt Deine Gretel? Ach, mein Gott, wo wird die Arme ſein, als bei den andern unſchuldigen Opfern, in dem Kapuzinerkloſter!“

„Da war ſie bis vor zwei Stunden,“ erwiderte der junge Mann, und dabei zuckte es krampfhaft um ſeine Lippen, in innerem Zorne ballte ſich die Rechte. „Die Generäle gaben Befehl, die Teufel aus dem Kirchhofe mit Gewalt zu entfernen, die Weiber vor ihrer Brutalität ferner zu ſichern, denn die ſchnöden Mönche hatten ſogleich die innere Thüre verrammelt, ſo daß die Unglücklichen völlig den Soldaten preisgegeben waren. Ich ging auch

ſogleich dorthin, wurde aber mit Kolbenſtößen zurückgetrieben und mußte mit vielen andern jammernden Vätern und Gatten das entſetzliche Schreien der Armen, das Hohngelächter der menſchlichen Teufel vernehmen, die ihre Luſt zu befriedigen ſuchten. Erſt als der junge Offizier, Marquis François, mit zwanzig Mann von der Garde aufzog und die Verfolger aus dem Hofe trieb, gelang es mir, hinein zu kommen. Glücklicherweiſe fiel mir ein, daß ich etwas Geld bei mir trug, und ich bat einen älteren Soldaten, aus Erbarmen mir beizuſtehen, damit ich meine Braut aus dem Gedränge finde und ſie hinwegtragen dürfe. Der Alte ſteckte das Geld ein und bahnte mir überall den Weg. O, Du Gott im Himmel, welch ein Anblick bot ſich mir dar! Selbſt in den Augen des jungen Offiziers ſah ich Thränen, in den Augen der Mannſchaft reges Mitleiden. Da lagen junge Mädchen in Stellungen und in einem Zuſtande, welche deutlich genug andeuteten, was ſie erlitten; Weibern, mit ihren Kindern in den Armen, waren Buſentücher, Kopftücher, Alles faſt vom Leibe geriſſen, deſſen man habhaft werden konnte. Mehrere lagen, von ihrem eigenen Blute geröthet, röchelnd, mit halb gebrochenen Augen auf dem graſigen Boden, Kindern waren die Hirnſchädel geſpalten. Zwei Greiſe, die ver-

muthlich die Ihrigen hatten ſchützen wollen, lagen völlig nackend, ſchauerlich verſtümmelt, quer über den Grabhügeln. Aus den Augen Vieler ſtarrte mir der Wahnſinn entgegen! Lange ſuchte ich meine Braut vergeblich. Schon gab ich mich der Hoffnung hin, ſie ſei den Ruchloſen entgangen, da deutete der Sergeant nach einem alten Grabmale, hinter dem eine weibliche Geſtalt lag, ſcheinbar lebloſ, die lang aufgelöſten blonden Haare hingen über das gebeugte Haupt und verbargen das Geſicht. Aber ich brauchte nicht weiter, ich erkannte die Geſuchte, ſtürzte auf ſie zu und vor ihr nieder und rief ſie laut bei ihrem Namen, bei allen traulichen Benennungen, die ich ihr oft im Scherze gegeben."

„Sie war wohl ſchon todt?" ſetzte Martha hinzu, als Peter tief ergriffen ſchwieg.

„Nein, ſie lebt noch — aber für uns Beide wäre der Tod die höchſte Wohlthat, denn — o Gott! meine Zunge vermag die Schmach nicht auszuſprechen, die der reinen Jungfrau in jenem Orte widerfahren!"

„Wohin habt Ihr ſie gebracht, Peter?"

„Dorthin — in jenem Beichtſtuhl iſt ſie. Ich glaubte in Euch einen Geiſtlichen zu ſehen, wenn auch nicht von unſerer Confeſſion, ſo hoffte ich doch, er werde ſich der Unglücklichen aus Menſchlichkeit

erbarmen, und vielleicht ſie wieder zur Vernunft bringen.“

„Führe mich zu ihr; vielleicht erkennt ſie mich,“ ſagte Martha heftig bewegt.

„Ich weiß nicht, ob ich es wünſchen möchte, daß die Erinnerung an die Vergangenheit geweckt werde, Martha — nur Eins erbitte ich vom Himmel, daß ſie mich erkenne, ehe ſie ſtirbt, und die Verſicherung meiner unwandelbaren Treue mit in die Ewigkeit nehme.“

„Vertraue mir, lieber Peter, Du weißt, daß mir Deine Braut lieb und werth war; was für deren Rettung oder Seelenruhe geſchehen kann, werde ich thun, ſelbſt wenn ich mein eigenes Leben der Gefahr ausſetzte.“

Peter widerſtand nicht länger — und Beide ſchritten eilends nach dem Beichtſtuhle.

Martha ſchaute hinein; eiſiger Froſt erfaßte ſie bei dem Anblicke des geiſterhaft blaſſen Geſichtes, der ſtarren, weit aufgeriſſenen Augen, die unbeweglich vor ſich hin ſahen.

„Hier in dieſer Stellung darf ſie nicht bleiben,“ ſagte Martha. „Wir müſſen ſie fortbringen, Peter, und vor Allem den eiskalten Körper wohlthätig zu erwärmen und zu beleben ſuchen.“

„Wohin ſoll ich ſie tragen? In unſerer Nähe

giebt es Niemand, der von den Plünderern und Raubthieren verschont geblieben wäre.“

„Doch — auf dem Schloßberge stehen die Wohnungen theilweise noch; man hat sie auf ausdrücklichen Befehl nicht verbrennen dürfen, weil man ihrer zur Unterkunft der Soldaten bedürfe. Der Gastwirth zum Bären würde Dir seine Theilnahme sicherlich nicht verwehren.“

„Aber die Soldaten, welche jetzt massenweise hinaufströmen, würden uns aufhalten!“ erwiderte Peter.

„Du hast Recht!“ antwortete Martha und einige Minuten lang standen Beide rathlos. Plötzlich erhellte ein wonniges, zuversichtliches Lächeln das liebe Gesicht der Letzteren.

„So kann es gehen!“ rief sie aus — „meine Verkleidung muß mir dabei helfen. Fasse Muth, Peter, hebe Deine Braut heraus; wir hüllen sie in Deinen Mantel ein und ich gehe Dir voraus. Vor einem Mönche, noch dazu einem der verbündeten Kapuziner, werden die Soldaten Achtung haben — selbst Melac glaube ich in diesem Anzuge nicht fürchten zu dürfen.“

Peter handelte nach Martha's Rath — die leblose oder bewußtlose Geliebte in den Armen, verließen sie die Kirche durch die Sakristei. Draußen

fanden sie das Gedränge weit geringer, als zuvor, denn die freigelassenen Weiber und Männer hatten sich nicht aufhalten dürfen, sondern waren an das Thor getrieben worden, wo die übrigen Ausgewiesenen vom Kapuzinerkloster sich zu ihnen gesellten. Desto lebhafter sah es aber bei dem fremden Militär aus, das noch immer in die Burg zog, um dieselbe wenigstens in Augenschein zu nehmen.

„Herr Gott, hilf mir! Segne mit Erfolg die Bemühungen eines schwachen Weibes," betete Martha inbrünstig, während sie auf die Soldaten zuging.

„Wollt Ihr auch hinauf und die Gesundheit unseres glorreichen Königs trinken, Vater?" rief Einer ihr zu. „Soll da droben genug zum Trinken geben, wenn die vor uns noch Etwas übrig lassen. Parbleu, ich sage Euch, wenn ein französischer Commandant eine Festung übergeben hätte, die noch auf zwei Monate verproviantirt gewesen — wir hätten ihn sans façon an dem nächsten Querbalken aufgeknüpft, als Verräther erster Klasse."

„Kommt mit uns," lud ihn ein Zweiter gutmüthig ein — „wird droben lustig hergehen, die Generäle haben es versprochen, und Melac wird schon dafür sorgen, daß den Soldaten nichts abgeht. Der weiß allein, was uns muthig zum

Kampfe ſtimmt: — guter Wein, reiche Beute und ſchöne Weiber.“

„Es lebe die Pfalz! Wir haben darin alle drei Erquickungen gefunden. Wie die Dirnen und einfältigen Weiber ſich wehrten und zierten da unten; aber wir ſind ihrer doch Meiſter geworden.“

„Iſt General Melac noch in der Stadt? Ich habe eine Botſchaft für ihn.“

„Vielleicht von dem ſchönen Goldſchmieds-Töchterlein?“ fragte der erſte Sprecher. „Nun, da werdet Ihr willkommen ſein, denn der General tobte wie ein verwundeter Löwe, als man ihm ſagte, daß er ſeinen Schatz nicht bekommen könne.“

„Warum nicht?“

„Ei! das weiß ich nicht, Ehrwürden. Wahrſcheinlich hat die Ketzerhexe, die man ausſtellte, um die Dirne hervorzulocken, ſie durch ihre Kunſt in die Luft entführt, denn Beide ſollen ſpurlos verſchwunden ſein. Aber zum Henker, wer iſt der Mann dort und was ſchleppt er in den Armen?“

„Es iſt ſein krankes Weib — er will es zum Bärenwirthe tragen, ob er es noch retten möge. Seid barmherzig, meine Kinder, und macht ihm Platz.“

Die Soldaten ſchienen zu zögern und blickten

Peter unwillig an. Da sprengte von dem offenen Platze ein junger Offizier herbei.

Ohne weiter mit den brutalen Soldaten zu verkehren, wandte sich Martha rasch um, gab Peter ein Zeichen, stehen zu bleiben, und ging auf den Offizier zu.

„Mit Verlaub, mein Sohn — ich habe Dir einen geheimen Auftrag auszurichten," redete sie diesen in französischer Sprache an.

„Ihr wählet keine gute Zeit zu einer Mittheilung, Vater," erwiderte der junge Mann — „ich habe mich zu lange in der Stadt aufhalten müssen, aber ich wollte die armen Leute das Thor passiren sehen, ehe ich sie verließ."

„Mein Auftrag ist kurz, aber dringend — beugt Euch nur ein wenig herab, damit ich von Euch verstanden werde."

„Steigt dort auf den Stein!" sagte der Offizier, während er sein schönes, muthiges Roß nach der angedeuteten Stelle lenkte.

Die ihn begleitenden Soldaten blieben in ehrerbietiger Distanz ebenfalls stehen, aber der Offizier befahl ihnen, vorauszugehen und oben seiner zu warten.

Die Unterhaltung zwischen dem Mönche und dem Offiziere war von keiner langen Dauer.

Martha ſtieg von ihrem erhöhten Platze. Der Offizier wandte ſich nach Peter um und winkte ihm, näher zu kommen.

„Sei unbeſorgt — es iſt unſer guter François," ſagte Martha leiſe zu dem jungen Manne.

„Gebt mir die Kranke her!" rief ihm der Offizier zu; „der Weg hinauf iſt ſteil und Ihr ſeht angegriffen aus. Wart Ihr nicht am Mittage im Kapuzinerhofe?"

Peter bejahte es — lehnte aber dankend das Anerbieten ab, ſich ſeiner Laſt zu entledigen. So lange noch Leben in ihr ſei, wolle er ſie Niemandem überlaſſen.

„Nun, dann folgt mir, ſo gut Ihr es vermöget, braver Burſche; ich werde Euch zu lieb langſam reiten, damit ich bei der Hand bin, falls die Nachrückenden Euch beläſtigen ſollten. Von Herzen wünſche ich, daß der Kranken geholfen werden möge — und ſo lange ſie lebt, ſoll ſie in mir einen Beſchützer haben."

Langſam ſetzten ſie ſich wieder in Bewegung und François' Begleitung erwies ſich bald als eine große Wohlthat, denn die Soldaten, welche bald nachher ſie einholten, wurden durch ſeine Anweſenheit gezwungen, Peter und dem Mönch mit Zuvorkommenheit zu begegnen.

Endlich war das Wirthshaus erreicht. François rief den Wirth zu sich und trug ihm auf, für die Arme zu sorgen, auch daß der Mönch und der junge Verlobte in Ruhe bei ihm bleibe, bis die Kranke entweder genesen oder entschlafen sei. Für die Kosten versprach er Bürgschaft zu leisten. Peter trug seine stille Bürde in's Haus; einen Augenblick blieb der Mönch neben dem Pferde und wechselte leise einige Worte mit François, worauf dieser ihm die Hand reichte, dann den Weg fortsetzte.

Die von Martha angewandten Mittel hatten nur den Erfolg, daß Gretel zur Besinnung kam, ihr Körper sich von dem erstarrten Zustande erholte und das Leben dahin zurückkehrte. Aber der umnachtete Geist, die verwirrten Sinne wurden nicht heller, noch die letzteren geordneter und selbstbewußt. Sie erkannte weder Peter noch Martha. Die Nacht brach darüber herein und mahnte die Letzteren, daß es hohe Zeit war, nun an ihre eigene Flucht zu denken, und in die entfernte Mühle zu gehen, wo sie Kunde von Elisabeth zu erhalten hofften. Das Unternehmen war zwar gewagt, denn jetzt kehrten die halb berauschten Soldaten singend oder vielmehr schreiend in bacchantischer Lust aus dem Schlosse wieder in die Stadt, um

Nachtquartier in den Baraken zu ſuchen. Peter und der Wirth, dem ſich Martha entdecken mußte, boten ihr zwar ihre Dienſte an, aber ſie wollte Peter nicht einer Gefahr ausſetzen, und der Wirth war dringend zum Schutze ſeiner Familie nothwendig. Schon hatte ſie Abſchied genommen, als eine der Mägde meldete, daß ein Soldat unten im Wirthszimmer ſich eingeſtellt, der nach dem Kapuziner frage.

Martha's Herz bebte in freudiger Hoffnung. „Es kann Niemand Anderes, als der gute François ſein, der mich nicht ſicher wähnt und mich warnen möchte," ſagte ſie zum Wirthe.

Er war es in der That; ſie erkannte ihn ſogleich, trotzdem er den Mantel und den Stahlhut eines ordinären Soldaten trug. Schweigend ſchritt ſie an ihm vorüber; einige Minuten ſpäter holte er ſie auf der Burgſteige ein und grüßte ſie herzlich. Er theilte ihr jetzt mit, wie er Lieſe und Käthchen auf dem Schloſſe geſehen und mit ihnen ihre Flucht beſprochen habe; dann, daß ſie nicht in die Mühle gehen möge, weil er inzwiſchen von dem Wirthe vernommen, daß die Flüchtigen gegen Mitternacht in der Nähe des Speyerer Thores zu ſein hofften.

„Iſt wohl der Müller ebenfalls benachrichtigt worden?" fragte Martha ängſtlich.

„Ohne Zweifel; jedenfalls dürft Ihr Euch nicht in der Stadt aufhalten, denn Melac glaubt bekanntlich weder an Gott, noch an übernatürliche Kräfte, also auch nicht an Eure Hexenkunst, meine Freundin. Er wird in allen Winkeln nach Euch forschen lassen.“

Martha sah dies wohl ein und ließ sich ohne fernere Einrede durch die Stadt nach dem bezeichneten Thore führen. Wie François erwartet, stand dasselbe ohne Bewachung, denn die Franzosen beabsichtigten nicht, die Stadt zu halten, sondern nur das Schloß. Die, an denen sie vorbei gingen, achteten ihrer nicht oder verhöhnten den Kameraden ob seiner ernsthaften Begleitung. Zur Freude Martha's trafen sie bald, nachdem sie das Thor passirt, den Müller und mit ihm den Apotheker Haffstat, Balthasar's Vater.

„Diesen Freunden muß ich Euch jetzt überlassen,“ sprach François, „ich darf mich nicht, ohne Argwohn zu erregen, weiter von der Stadt entfernen. Melac sucht schon genug, mir bei dem Marschall zu schaden, da er meine Vorliebe für Heidelberg oder die Heidelberger kennt. Ihr werdet wohl noch eine Viertelstunde gehen müssen, ehe Ihr den Erwarteten begegnet, denn nach der bezeichneten Richtung vermuthe ich, daß der unter-

irdiſche Gang in eine kleine Schlucht mündet. Es iſt zum Glücke mondhell — da werdet Ihr ſie in einiger Entfernung erkennen können.

Nachdem François ſie verlaſſen, ſetzten die Drei langſam ihren Weg fort, denn Haffſtat klagte, daß ſeine Füße ihn kaum mehr tragen wollten, nur die Hoffnung, ſeinen Sohn wieder zu finden, habe ihn bewegen können, die beſchwerliche Wanderung zu unternehmen. Jetzt fragte Martha nach ſeiner Gattin und wo er dieſelbe untergebracht habe.

„Mein Gott, wißt Ihr nicht, daß ſie von dieſer böſen Welt erlöſt iſt und für uns droben beim Herrn bittet?“ ſprach Haffſtat.

„Ich erfuhr nichts mehr von Euch ſeit meinem letzten Beſuche.“

„Erzählt Ihr, Hannes — ich kann es nicht,“ ſagte der alte Mann. „Die Schreckensſcene ſteht mir noch zu lebendig vor Augen.“

„Ihr fandet Gertrude noch bei der Kranken?“ fragte hierauf der Müller. — Martha bejahte es, dann fuhr er fort:

„Als der Tumult in den Straßen lauter wurde, nahm Gertrude von der alten Freundin Abſchied und ging in ihre eigene Wohnung, wo ſie ihren Mann zu finden hoffte. Aber er war nicht dort, und bald nachher ſtürmten die Soldaten in die

Gasse und plünderten, was sie fanden. Damit noch nicht zufrieden, verlangten sie mehr Geld von der Hausfrau; obgleich sie betheuerte, keine Münze weiter im Hause zu besitzen, bestanden sie doch darauf, und wollten noch Mißhandlungen dazu fügen. Es gelang der armen Frau, aus dem Hause zu fliehen, aber ihre Peiniger rasten hinter ihr her und erfaßten sie, ehe sie die Kirche erreichte. Währenddessen hatte Hammer Kunde erhalten, daß auch die Bürger ihre Posten verlassen, und befand sich auf dem Heimwege, als er Gertrudens Nothschrei vernahm und ihre Stimme erkannte."

„Das entsetzliche Ende des ehrenhaften Paares unter den Streichen der brutalen Knechte ist mir vom Wirthe mitgetheilt worden," unterbrach Martha den Redenden. „Aber ich möchte hören, was aus der Haffstat geworden?"

Bei dieser Frage stieß der Apotheker einen tiefen Seufzer aus und preßte die Hand auf's Herz. — Hannes fuhr mit leiser Stimme fort:

„Unser Freund blieb bei seiner Gattin — die Soldaten drangen nicht nur in die unteren Räume, sondern ließen sich durch Haffstat's Bitten auch nicht bewegen, das Sterbezimmer zu verschonen. Sie behaupteten, es sei Geld in dem Bette verborgen. Die kranke, bereits dem Tode nahe Frau

wurde auf den Boden geschleudert. Sie hauchte ihre Seele in den Armen ihres Mannes aus, während die Ruchlosen das Bett mit ihren Schwertern zerstückten und nach verborgenen Schätzen wühlten. Natürlich fanden sie nichts vor, aber aus Wuth darüber zerrten sie den armen Mann hinaus auf die Straße, wo sie ihm die Hände banden und gefangen hinwegführen wollten. Da kam François dazu — Haffstat wurde in Freiheit gesetzt und flüchtete sich; aber als er in der Nacht sich nach seinem Hause hinschlich, um die Leiche seiner Gattin zu bestatten, fand er sein Haus fast völlig niedergebrannt und den unteren Raum von Balken und Schutt aufgefüllt, so daß an kein Eindringen zu denken war. Das Gemach, in dem die Tode gelegen, war vollkommen von den Flammen verzehrt und folglich auch die geliebte Leiche."

„Das ist traurig und schmerzlich für Euer liebendes Herz, Haffstat!" sagte Martha; „aber doch besser, die Leiche hat ein solch feierliches Grab gefunden, als daß dieselbe von den Ruchlosen vielleicht hinaus auf die Straße geworfen worden. Haben sie doch selbst die lebenden Kranken, die ihnen nicht entfliehen konnten, in dem Spitale verbrannt."

„Das Maß unseres Elends, der Barbarei,

ſchreit gen Himmel um Rache!" ſtieß der alte Apotheker hervor. „Gott im Himmel droben, wirſt Du ſchweigen zu ſolchem Greuel? Wirſt Du es zugeben, daß dieſes Teufelsvolk ewig Herr unſerer ſchönen Pfalz bleibe?"

„Ich glaube es nicht!" erwiderte Hannes, „und von ganzer Seele ſetze ich hinzu — ich hoffe es nicht, denn ich ſchäme mich, daß ich in dem Lande geboren wurde, wo ein König Ludwig XIV. thront, und daß ich ein gemeinſames Vaterland mit dieſen Barbaren habe. Die Rache mag erſt ſpäter dieſe Greuel heimſuchen, denn die Stunde der Vergeltung iſt des Herrn, aber ſie wird nicht ausbleiben."

„Deutſchland wird niemals dem mächtigen Frankreich die Stirne bieten können," ſagte in finſterem Ingrimme der Apotheker, „denn wir ſind kein einig Volk, keine ſtarke Macht, wie die franzöſiſche Nation. Die Fürſten und Kaiſer feinden einander an, die katholiſchen wollen den proteſtantiſchen, die proteſtantiſchen Oberhäupter wollen den katholiſchen keine Hülfe leiſten. Sehet, wie es jetzt zugeht bei uns in Deutſchland, obgleich jeder Fürſt vor Scham erglühen muß über den Uebermuth der Feinde. Ein jeder Anführer will ſelbſtſtändig handeln — keiner ſich unter eine energiſche Centralleitung fügen; aus Eiferſucht auf den Ruhm

eines Rivalen ſucht man eher dieſem eine Niederlage beizubringen, als daß ein gemeinſames, ein echt patriotiſches Gefühl ſie verbindet. Heydersdorff hat uns aus Rache den Feinden überliefert, weil der ſtolze Graf von Baden ihn beleidigte — und aus Mangel an Truppen iſt Heidelberg die Beute der civiliſirten Hunnen geworden! Nein, mein Hannes! redet mir nicht von beſſeren Zeiten, ſo lange unſer Deutſchland einem ſchönen Purpurmantel gleicht, der in kleine Fetzen zerriſſen iſt.“

„Es möchte doch einmal einen Künſtler geben, der es verſtünde, alle kleine Fetzen zuſammenzufügen, daß der Mantel vor Sturm und Unwetter ſchütze,“ erwiderte Hannes lächelnd.

„Keines Menſchen Hand wird dieſes Kunſtſtück zu Stande bringen.“

„Es wird geſchehen, Freund, wenn der rechte Faden geſponnen iſt. — Der Geiſt eines großen vereinigten Deutſchlands wird alle Stücke zuſammenfügen, ſo eng, daß kein Hauch des Neides oder der Zwieſpalt hindurch weht, wenn Deutſchlands Heerführer nicht Söldner in's Feld führen, ſondern eine ſelbſtſtändige Nation in Waffen, die für die Ehre ihres Vaterlandes bereit zu ſterben iſt, und der Gatte die Gattin, der Vater die Kinder am

heimathlichen Herde mit einem Lächeln der Begeisterung verläßt. Glaubt mir nur, der alte Carmer blickte in die Zukunft, es war keine Vision, kein trügerisches Phantasiegebilde, wenn er im Geiste ein neues Deutschland, ein freies, selbstbewußtes, glorreiches Volk erschaute und eine mit dem Purpurmantel der Ehre geschmückte Germania über unserem schönen Rheine schweben sah. Wir werden die schöne Stunde nicht auf Erden feiern, aber unsere unsterblichen Geister werden dem siegreichen Deutschland einen Lobgesang anstimmen, der in den Herzen Aller vibriren soll."

„Ihr redet von einem freien, siegreichen Volke," sprach der Apotheker spöttelnd. „Ihr vergesset aber, daß es Führer geben muß, die diesem Volke ebenbürtig an Geist und an reiner Vaterlandsliebe sein müssen. Aus welchem Lande wollet Ihr solche auferstehen lassen?"

„Ich glaube, ich kenne Hannes' Gedanken!" fiel Martha ein, „denn es ist nicht das erste Mal, daß er Aehnliches voraussagt."

„Meint Ihr, daß aus dem Hause Oesterreich ein deutscher Messias, ein Retter deutscher Ehre, ein Schirmherr unserer deutschen Rechte auferstehe? Sollten wir nicht dereinst einen Kaiser auf dem Throne sehen, der Protestanten und Katholiken

gleiche Freiheit gestattet, uns Evangelische nicht mehr wie unreine Heiden behandelt?"

„Von Oesterreich erwartete unser alter Carmer niemals das Heil Deutschlands," erwiderte Martha — „nur von dem Fürstenhause, das mit Recht das Bollwerk des evangelischen Glaubens, der biblischen Wahrheit genannt wird."

„Ihr meint das Haus Brandenburg?"

„Ja, mein Freund!"

„Es ist noch ein kleines Fürstenthum."

„Die Krippe war auch klein, in der Christus als Kindlein schlummerte!" erwiderte Martha. „Aber über dieser Krippe schwebte schon die Glorie des himmlischen Lichtes, welches einst die Finsterniß der altjüdischen Glaubenswelt erleuchten sollte mit der Erkenntniß der Wahrheit. Selig ist, wer einen Strahl dieses Lichtes in sein Herz fallen läßt und es dort im heiligen Schreine fest verwahret hält. Das hat das Haus Brandenburg gethan vor allen andern protestantischen Fürsten, und unerschrocken sich der verfolgten Evangelischen angenommen, den Heimathlosen eine Freistätte geboten, den Hungrigen und Nackten Labung und Kleidung. Brandenburg wird an Macht und Stärke zunehmen, das Kind wird zum Manne werden, seine Fahne wird man mit Ehrfurcht anblicken,

endlich ganz Deutschland sich freudig um dieselbe schaaren, das Evangelium wird unter Brandenburgs Schirm und Schutz triumphiren über seine Gegner und Unterdrücker. Mögen auch Jahrhunderte darüber hingehen — die Stunde wird nicht ausbleiben, wo Deutschlands Wunden an dem übermüthigen Frankreich gerächt werden, und unter einem evangelischen Kaiser auch die Sache Christi den Sieg über mönchische Barbarei feiert."

„Ihr schildert ein neues Jerusalem schon auf dieser sündhaften Welt, Martha!" sagte Hafftat, „aber Eure Worte haben mich erheitert. Es liegt Wahrheit darin, über die ich schier meine Müdigkeit und meine Sorge um unsere Kinder vergessen hatte. Wir sind doch nun an der Stelle, wo sie allem Vermuthen nach wieder an's Tageslicht kommen müssen. Wenn ihnen nur kein Unfall begegnet und die Wanderung nicht durch etwaige Kraftlosigkeit Carmer's aufgehalten worden ist. Der Mond muß auch gerade so hell scheinen!" setzte er ärgerlich hinzu. „Wie leicht könnte er uns verrathen!"

„Seht! das traute Himmelslicht bestraft Eure Verzagtheit, Vater. Wenn mich meine Augen nicht täuschen, biegen Gestalten um jenen kleinen Hügel und scheinen den Weg auf uns zu einzuschlagen."

„Könnten Leute sein, die sich vor den Feinden geflüchtet und wieder in die Stadt wollen," sagte Hafsstat.

„Das werden wir bald erkennen," erwiderte Hannes, zog ein großes weißes Tuch unter seinem Mantel hervor und schwenkte es um seinen Kopf.

Nach ein paar Sekunden sahen sie, daß von der kleinen Gruppe ein ähnliches Signal gegeben wurde.

„Sie sind es! Alle — eins, zwei, drei, vier, es fehlt Niemand!" rief Hannes fröhlich aus. „Laßt uns ihnen entgegen eilen, meine Freunde!"

Nach diesen Worten faßte er den Alten unter dem Arme, und alle Drei bogen von der Heerstraße ab, um den Bergen zuzugehen.

Es verging nur eine kurze Zeit, da standen sie sich gegenüber. Elisabeth lag, vor Freude weinend, in den Armen Martha's, und Balthasar an der Brust seines heftig bewegten Vaters.

Wir wollen hier eine Zeitlang von ihnen Abschied nehmen. Während sie unter vielen Mühsalen glücklich das gastfreie Frankfurt erreichten, wohin ein großer Theil der ausgewiesenen Einwohner, besonders der Beamten- und Gelehrtenwelt, sich flüchtete, müssen wir uns mit dem

Schickſale des Mannes beſchäftigen, der allein in den Herzen unſeres kleinen Kreiſes ſich ein Recht auf Dankbarkeit erworben hatte, — auch ſehen, wie der chriſtliche König von Frankreich die blutige, ruhm- und ehrloſe Eroberung von Heidelberg feierte.

Zwölftes Capitel.

Die Strafe des Verrathes.

Im nämlichen Monate Juni, wo Ludwig in Frankreich über die Zerstörung Heidelbergs Triumphfeste hielt, fand ein ernstes Blutgericht in Heilbronn statt. Heydersdorff hatte ungeachtet der dringenden Abmahnungen Bernhard's, ja selbst seiner Offiziere, welche zuletzt ihn mehr bemitleideten, als verurtheilten, dennoch darauf bestanden, seine Garnison in's Hauptquartier zu begleiten. Er wurde zwar bei dem Landgrafen zur Audienz vorgelassen, aber von diesem in den strengsten, ja beleidigendsten Worten angefahren, und ohne seine Rechtfertigung zu gestatten, dem deutschen Ordenshause als Gefangener übergeben, bis nach einem Kriegsgerichte man ein Urtheil gefällt haben werde.

Vater Bernhard und der alte Johannes, des Commandanten Kammerdiener, warfen sich dem Landgrafen zu Füßen, flehten um Gnade und gelinde Strafe für den geliebten Herrn; aber alle Bitten waren vergebens, ebensowenig fruchtete Bernhard's Gesuch, daß man nicht eher das Urtheil fällen möge, als bis man den Fall dem Kaiser vorgelegt und dieser seinen allerhöchsten Willen kundgemacht habe.

„Der Commandant ist ein Mitglied des deutschen Ritterordens und einem solchen gegenüber hat nach unseren Gesetzen der Kaiser kein Recht, Einsprache zu thun," erwiderte Ludwig kalt und unempfindlich. „Wie der Orden richtet, so soll es geschehen."

Es blieb daher nichts mehr übrig, als stille das Urtheil abzuwarten; Zutritt zu dem Gefangenen wurde nicht gestattet, wie inständig auch Bernhard darum bat und flehte. Da es jedoch unter den Offizieren auch mehrere gab, welche zur Entschuldigung Heydersdorff's ihre Stimme erhoben, erklärte der Landgraf, daß er ihm das Ueberlassen der Stadt verzeihen wolle, so die Noth gedrängt, wenn er das Schloß noch vertheidigt hätte, was wohl bei der vorhandenen Munition und den Mundvorräthen möglich gewesen wäre.

Unter diesen Umständen nahm es Niemand

Wunder, als das gefällte Urtheil auf Enthauptung lautete.

Am 17. Juni schritt man zur Ausführung desselben. Zuvor aber mußte der Gefangene feierlich aus dem Ritterorden gestoßen werden, ehe er dem Scharfrichter übergeben wurde.

Am Morgen führte man ihn zu diesem Zwecke vor das versammelte Capitel, und zwar im vollen ritterlichen Ornate, um den Hals die goldene Ritterkette mit dem Ordenskreuze.

Nachdem der deutsche Ordensmeister mit scharfen Worten dem Gefangenen seine Schuld auseinandergesetzt, schloß er mit den Worten:

„So erklären wir hiermit, daß, nachdem Ihr, Georg von Heydersdorff, Euch der Ehre des höchst löblichen Ritterordens und des dazu gehörigen Kreuzes durch Bestechung oder Feigheit unwürdig und verlustig gemacht habt, Ihr demzufolge feierlich aus der Gemeinschaft der Brüder gestoßen und sodann dem weltlichen Gerichte überliefert werden sollet."

Nach diesen Worten setzte sich der Ordensmeister wieder nieder, und nun traten die Brüder zu dem Gefangenen, nahmen ihm die ritterliche Bekleidung ab, rissen das Ordenskreuz von der Kette und schlugen ihn zweimal damit in's Gesicht. Hierauf

zog man ihm ein weißleinenes Hemd an, legte ihm einen Strick um den Hals und ließ ihn durch einen jungen Ordensmann bis auf die Schwelle des großen Hauptthores führen. Draußen, in Reihe und Glied aufgestellt, wartete eine Kriegswache, um den Gefangenen in weltliche Kriegshaft zu führen. Zum Zeichen, daß er vollkommen aus dem Orden gestoßen, versetzte ihm sein Führer einen Fußtritt in den Rücken und verschloß das Thor. Die Wache brachte den Gefangenen in das Rathhaus, wo er zwar scharf bewacht, aber auf Fürbitte seiner Offiziere und des edlen Degenfeld glimpflich und mit Achtung behandelt wurde. Auch durften sein alter Kammerdiener und Bernhard ihn täglich besuchen. Letzterer war übrigens keineswegs müßig gewesen, sondern hatte, ehe er das Schloß zu Heidelberg verließ, sowohl mit dem Prior des Kapuzinerklosters verkehrt, als auch einen flehenden Brief an den kaiserlichen Beichtvater zu Wien gerichtet, worin er seine Befürchtungen aussprach und dem Commandanten ein übles Ende wahrsagte, so er darauf bestünde, nach Heilbronn zu gehen und sich zu verantworten. Dieses Schreiben hatte der Vertraute Heydersdorff's, Wachtmeister Waldt, zu besorgen versprochen, dazu sich das beste Pferd ausgewählt und Geld zur

Reiſe erhalten. Bernhard's ganzes Beſtreben ging nur darauf hin, Aufſchub des Todesurtheiles zu erhalten, und als der Prozeß ſich in die Länge zog, erwachte auch die Hoffnung, dem Gefangenen das Leben noch zu retten. Unter dem Vorgeben, daß der Gefangene zu krank ſei, um mit Faſſung der Strafe entgegenzugehen, verſchob man die Hinrichtung bis zum 20. Juni. Es war am Abende vor der ernſten Feierlichkeit. Bernhard hatte den Verurtheilten wankenden Schrittes verlaſſen, von Johannes unterſtützt, der ſelbſt nur mit Mühe ſich aufrecht hielt. Da näherte ſich beiden Greiſen ein Vermummter und raunte ihnen haſtig die Worte zu:

„Faſſet Muth — der Kaiſer und mehrere hohe Herren haben für Euren Freund Fürbitte gethan. Aber ſchweiget, ſo Euch ſein Leben lieb iſt — auch gegen den Gefangenen.“

„Wer war es?“ fragte Johannes, nachdem er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte.

„Wie konnte ich es wiſſen,“ antwortete der Greis, „da ich ſein Angeſicht nicht ſah!“ Aber in dem Zimmer angekommen, welches ein gutherziger Proteſtant dem alten Gelehrten eingeräumt, warf ſich derſelbe auf die Kniee und betete mit der innigſten Andacht, daß Gott ihm den reuigen Sohn erhalten möge.

„Ich sage Amen zu Eurem Gebete, Vater!“ sprach plötzlich eine wohlklingende Stimme.

Der Alte blickte sich erschrocken um:

„Doctor Mieg! O welche Freude gewährt mir noch Gott, daß er Euch uns zum Troste sendet.“

„Ich kam nach Heilbronn eigentlich nur, um Euch beizustehen in der schweren Stunde, die Euch bevorsteht,“ antwortete der reformirte Geistliche. „Als Patriot muß ich über Heydersdorff zwar den Stab brechen, aber als christlicher Priester habe ich ihm vergeben und wünsche nicht seinen schmachvollen Tod. Auch bin ich der Ansicht, daß er zu dem Schritte verführt und überredet worden ist; sein Benehmen im Schlosse hat diese Ansicht bestärkt. Ich komme soeben von einer Audienz bei dem Markgrafen her, wo es ziemlich scharfe Reden abgesetzt hat zwischen uns.“

„Habt Ihr meinen unglücklichen Freund vertheidigt, so segne Euch der Himmel dafür!“ sagte mit bebenden Lippen der Greis.

„Vertheidigt? Nun, ich glaube fast, man kann es so nennen, denn ich habe mit klaren Worten ausgesprochen, daß Seine Durchlaucht als Oberbefehlshaber zuerst einen unverzeihlichen Fehler begangen, da er, trotz der Bitten der Bürger und Heydersdorff's, sich weigerte, uns eine zahlreichere

Garniſon zu hinterlaſſen, und noch dazu uns die beſten Truppen entzog. Verrath wäre alsdann unmöglich geweſen, wenn man gleich auf unſere erſte Meldung uns einen tüchtigen Succurs geſendet und die Franzoſen vor der Stadt angegriffen hätte. Hierin ſtimmten auch alle Offiziere mit mir ein."

„Wie nahm der Landgraf den Proteſt auf?" fragte in ängſtlicher Spannung Bernhard.

„Nun, wie ich erwartete — er wurde wüthend vor Zorn; aber ich ſah wohl, daß meine Rede ihn bis in's Herz hinein traf. Es iſt wohl kühn, wenn ich ſage, ich gebe die Hoffnung nicht auf, des Gefangenen Leben gerettet zu ſehen. Wenn das Urtheil aber dennoch ausgeführt würde, wohin gedenket Ihr alsdann Eure Schritte zu lenken, armer, ſchwergeprüfter Greis?"

„Ich ſorge nicht für die Zukunft — ein Grab wird mir jeder Chriſt geben — und mehr bedarf ich nicht, wenn mein Georg durch die Hand des Henkers ſterben muß. Mein Herz iſt nahezu gebrochen — es fehlt nur noch —"

Er vermochte nicht zu reden, ſeine Stimme brach. Das Antlitz mit den Händen verhüllend, brach er in ein convulſiviſches Weinen aus.

Dr. Mieg betrachtete den Gebeugten mit herzlichem Mitleiden. „Kann es ſein, daß Heyders-

dorff ſchlecht an Heidelberg handelte — und wurde doch von dieſem Simeon geliebt, geliebt von Kindheit auf bis zum Tode?" dachte der Geiſtliche. Nach einer Pauſe fragte er, ob Heydersdorff auf den Tod vorbereitet ſei.

„Ja, er iſt es — nach der Ausſtoßung aus dem Orden iſt der Tod ſeine einzige Sehnſucht!" erwiderte Bernhard. „Ich weiß nicht, ob es nicht grauſam und ſelbſtſüchtig von mir iſt, wenn ich wünſche, daß ihm das Leben geſchenkt werde! Das Leben nach einer ſolchen Schmach kann fortan nur als eine Strafe und Sühne ertragen werden."

„Eben darum iſt es möglich, Gott bewege Ludwig's Gemüth, daß er dem Gefangenen das Leben ſchenke!" erwiderte Dr. Mieg ernſt. „Jetzt ſolltet Ihr aber ruhen, mein Freund! Der kommende Tag wird Eure ganze Kraft leiblich und geiſtig erfordern."

„Ich bitte nicht um Kraft — ich bitte um die einzige Gnade, daß das Herz mir berſten möge, wenn das Schwert mir meinen Georg geraubt. Wollet Ihr mir den letzten Willen erfüllen, Ehrwürden, und dafür ſorgen, daß mein Leib in demſelben Grabe mit meinem unglücklichen Georg ruhen möge — ohne Grabſchrift, ohne Namen — will ich mit ihm die Schlummerſtätte der Schmach theilen."

Tief ergriffen versprach es Dr. Mieg, zugleich aber auch, daß er den Greis am folgenden Tage nicht verlassen werde.

„Dann müßt Ihr mir bis zum Schaffot das Geleit geben!“ sprach mit einem wehmüthigen Lächeln der Greis. „Ich verlasse meinen Georg nicht — ich bin der einzige Mensch, außer Johannes, der auf Erden zu gestehen wagt, daß ich ihn liebe.“

Dr. Mieg hatte wohl Recht, als er behauptete, der Greis werde seiner ganzen Kraft bedürfen, um die Schrecken des folgenden Tages ertragen zu können. In Trauergewändern standen beide Greise, Bernhard und Johannes, an der Thür des Rathhauses, als der Verurtheilte heraustrat und zwischen zwei Soldaten nach einem elenden Schinderkarren schritt, den er zu besteigen hatte. Er sah todtenbleich aus, aber seine Haltung war so ruhig, würdevoll und doch bescheiden, daß laute Aeußerungen der Theilnahme von den umherstehenden Bürgern vernommen wurden.

„Na,“ sagte einer der Bürger — „man sagt, er habe Heidelberg verrathen — aber wenn man jeden Verräther im deutschen Heere hinrichten wollte — meiner Treu, der Scharfrichter hätte vollauf zu thun; sind schon fünf Jahre her, seitdem

die Franzosen bei uns einfielen, und noch sitzen sie warm in der Pfalz."

„Ja, wenn wir noch den braven Götz von Berlichingen hätten, da wären längst keine Rothhosen mehr im Lande," meinte eine der Bürgerinnen.

Während des Gespräches hatte Heydersdorff den Karren bestiegen. Auf einer Seite desselben ging der katholische Beichtvater, ein Crucifix in der Hand tragend; auf der anderen schritt der treue Bernhard, auf den Arm Johannes' gestützt und mit der andern Hand sich an den Rand des Karrens haltend. Man fuhr im Schritt dem Lager der deutschen Truppen zu.

„Mein Sohn, wir sind angelangt, bete um Kraft!" sprach der Beichtvater.

„Bernhard, ich beschwöre Euch, verlaßt mich!" flehte Heydersdorff. „Laßt mich zum letztenmal Eure Hand drücken, Euren väterlichen Segen empfangen — meine Hände sind gebunden — ich vermag nicht, Euch die meinige zu reichen."

„Rede nicht vom Verlassen, Georg — ich weiche keinen Schritt von Dir — Deine Schmach sei auch die meinige! Deine Sterbensstunde auch die meinige."

„Johannes — nimm Dich seiner an!" sprach der Gefangene mit einem herzzerreißenden Blicke.

„Ich bleibe, wo er bleibt, Euer Gnaden!“ lautete die Antwort.

Die ersten Zelte waren erreicht. In zwei langen Reihen standen sämmtliche Truppen der Heidelberger und der Heilbronner Garnison aufgestellt, die Ersteren mit traurigen, niedergesenkten Blicken. Durch die ganze Armee wurde der Unglückliche schrittweise geführt, zuletzt bei seinem eigenen Regimente vom Karren gehoben, denn er konnte sich kaum auf den Füßen halten.

Hier trat der Auditor vor und verlas aus einer Schrift mit lauten Worten, daß „Malificent Georg Heydersdorff, zum Abscheu Aller und zur wohlverdienten Strafe seines Verrathes, seiner Güter verlustig erklärt und er selbst vom Leben zum Tode mit dem Schwerte hingerichtet werden solle.“

Hierauf fragte man denselben, ob er Etwas zu seiner Rechtfertigung sagen wolle?

„Nein!“ lautete die Antwort; „ich habe meine Rechnung mit der Welt abgeschlossen und meinen Frieden mit dem Himmel, Gott sei meiner Seele gnädig! Nur um die eine Gnade habe ich gebeten, daß ich den Tod eines Kriegers erleiden, durch die Kugeln meines Regimentes sterben dürfe. Einen Tod der Infamie habe ich nicht verdient, Ihr Herren — es stehen Viele hier in hohen Ehren,

„Dies habe ich nicht verlangt — ich bat nicht um mein Leben, sondern um eine ehrliche Todesart!“ sprach Heydersdorff niedergeschlagen.

Hierauf reichte der Offizier dem Henker den Degen des Gefangenen, damit dieser ihn demselben umschnallte. Sofort aber schnallte er ihn wieder los, schwenkte ihn dreimal um Heydersdorff's schamgebeugtes Haupt, zerbrach den Degen mit dem Beile und warf die Stücke dem Degradirten vor die Füße.

Erst bei diesem beschimpfenden Akte drohte Heydersdorff's körperliche und geistige Kraft ihn zu verlassen. Er taumelte, und wäre wohl zu Boden gefallen, wenn nicht der Beichtvater ihn bei der Hand gefaßt und ihn zu dem Karren geführt hätte, den er besteigen mußte. Bis zur Neckarbrücke begleitete der Priester den von dem Scharfrichter geführten Karren, dann wandte er sich zu Bernhard und Johannes mit den Worten:

„Hier übergebe ich den Unglücklichen Eurer treuen Liebe; möge Gott seine Seele von der tiefen Wunde heilen und er in dem von mir empfohlenen Kloster ein Friedensasyl finden. Damit es Euch aber nicht an Mitteln zur Reise fehle, mein Sohn Johannes, so nimm diese Gabe der Liebe an, die mir das Heydersdorff'sche Regiment für den Ver-

urtheilten übergab. Gott sei mit Euch!" — Nach diesen Worten drückte er eine schwere Geldbörse dem Diener in die Hand und wandte sich hinweg. Bernhard und Johannes eilten dem Karren nach, der langsam über die Neckarbrücke fuhr.

Am jenseitigen Ufer löste der Scharfrichter dem Delinquenten die Stricke von den Händen, worauf er knieend um dessen Vergebung bat, wie es die Sitte erheischte.

„Ich vergebe Euch, wie ich hoffe, daß Gott meinem allzustrengen Richter vergeben möge!" sprach Heydersdorff; dann legte er seine Rechte auf die Schulter Bernhard's und wankte einige Schritte vorwärts nach einem schattigen Baume hin.

„Hier lasset mich liegen und mit dem Tode meine Schmach begraben!" stieß der Unglückliche im Tone der Verzweiflung aus, wobei er sich mit dem Angesichte zur Erde warf und so laut zu weinen und stöhnen anfing, daß seine Gefährten befürchteten, das Herz werde ihm brechen.

„Mein Sohn!" redete ihn Bernhard nach einer kleinen Weile an, „fasse Muth und ertrage Dein Loos mit männlicher Ergebung und Würde. Gottes Gnade hat Dir das Leben geschenkt, damit Du Gelegenheit habest, die erlittene Demüthigung und die Unehre in den Augen der Menschheit durch

ein fortan ehrenvolles Daſein vergeſſen zu machen. Hier dürfen wir nicht verweilen, wo Deine Ankläger noch Zeugen Deines Jammers ſein können. Erhebe Dich, mein Sohn, und laß uns die Pilgerfahrt antreten, ein freundliches Aſyl ſuchen, wo Deine Seele geneſen wird.“

„Wo ſollte ich mich verbergen! Bis in den fernſten Winkel der Erde verfolgt mich meine Schmach!“ ſprach dumpf der Unglückliche.

„Nicht doch! Warum ſollteſt Du nicht eine Zufluchtsſtätte finden, ſo doch Kain, der Brudermörder, eine Heimath in der Wüſte fand?“

„Gnädiger Herr, ermuntert Euch!“ bat Johannes; „ich bitte Euch im Namen Eurer hohen Eltern, laſſet uns dieſes unglückſelige Land verlaſſen. Die Zeit wird wohl kommen, wo man auch Eure Richter tadeln wird. Vater, helft mir ihn aufrichten!“ bat er den Naturforſcher.

Heydersdorff widerſtrebte aber nicht länger, als Johannes noch ingrimmig ſagte: „Man ſieht uns noch von drüben her!“

„Fort, um aller Heiligen willen fort! oder ich ſtürze mich in den Neckar!“ ſtieß der Entehrte aus.

„Komm mit mir in die Vorſtadt!“ ſprach Bernhard; „dort wartet Dr. Mieg auf uns mit einer Kleidung, in der Du unbekannt weiter reiſen

mögeſt. Wir haben Geld und Pferde, denn Johannes hat auf einen Nothfall, oder daß uns eine Flucht gelänge, raſche Pferde dorthin bringen laſſen, Dein eigenes treues Thier, mein armer Georg!"

Johannes warf dem Herrn ſchnell ſeinen eigenen Mantel um, der Greis bot ſeinem Freunde den ſchwachen Arm zur Stütze, dann verſchwanden ſie langſam hinter den Bäumen und gingen einer kleinen Fuhrmannsherberge zu, welche abgeſondert und ziemlich einſam lag.

Hier empfing ſie, als die Wanderer vom Wirthe in ein heiteres Stübchen geführt worden, der würdige Geiſtliche Dr. Mieg.

„Seid mir willkommen, meine Freunde! Hier möget Ihr ſicher ein paar Stunden ruhen, damit wir gegen Abend aufbrechen. Die Nacht iſt linde und mondhell; wir werden leichter unerkannt die Reiſe fortſetzen können. Alles ſteht bereit, die Pferde ſind gut verſorgt worden."

„Erwartetet Ihr den Herrn?" fragte verwundert Johannes.

„Ja, mein Freund, ich wußte ſeit geſtern Morgen, daß der Commandant nicht ſterben werde; aber es wurde mir ein Eid abgenommen, das Geheimniß nicht zu enthüllen, da man im Sinne

hatte, den Verurtheilten bis zum letzten Augenblicke ohne Hoffnung auf Gnade zu lassen."

„Ich vermag meinen Richtern nicht zu danken," sprach Heydersdorff leise — „der Tod wäre eher eine Gnade gewesen, als das Leben."

„Herr Commandant! Ihr habt die Demüthigung mit einer Würde ertragen, die Euch mehr Freunde erworben, als Ihr im Glücke besaßet!" sprach Dr. Mieg. „Nun zeigt Euch auch vor Gott als einen bußfertigen Christen, der sich vor der Strafe beugt, die er Euch auferlegt hat. Die Welt ist groß und Ihr seid noch kräftig; Ihr habt Zeit, das Vergangene gut zu machen. Gebt mir die Hand und gelobet mir, wo Ihr auch bleiben möget, im Kloster oder in der Welt, daß Ihr Euer Leben als ein Gnadengeschenk Gottes heilig und werth erachten und düstrer Verzweiflung nicht Raum geben wollet!"

„Meine Hand wird kein Ehrenmann mehr drücken!"

„Nun," erwiderte Dr. Mieg lächelnd, „es darf doch ein Sünder dem andern die Hand reichen!"

„Ich verstehe Euch nicht — was hättet Ihr verschuldet, daß Ihr Euch einen Sünder nennt?"

„Mein Freund, wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes, den wir vor Gott

haben ſollen," erwiderte der evangeliſche Theologe. „Ihr habt gefehlt — aber wen der Herr ſo ſchwer gezüchtigt, den liebt er — und den Gebeugten dürfen wir nicht verachten. Der Herr der Gnade tröſte und ſtärke Euch." —

Dreizehntes Capitel.

Vater Bernhard's Tod.

Einige Wochen waren seit dieser traurigen Begebenheit verflossen. In einem freundlichen Gehöfte, das ungefähr eine halbe Stunde hinter Mainz-Castel an einem Weinberge lag und von dessen Veranda man eine prachtvolle Aussicht auf den schönen Rhein hatte, saß ein traulicher Familienkreis um die frugale, aber reichliche Abendtafel. Wir finden hier bekannte, uns liebgewordene Gestalten in dem romantischen, ländlich einfachen «Bellevue», denn so heißt die Wohnung. Liese ist hier die Hausfrau und waltet im Innern mit reger Emsigkeit, während Johannes mit seinem Vater der Oekonomie, unter der Leitung des französischen Intendanten oder des Müllers Hannes,

vorsteht. Aber auch Käthchen und Balthasar haben sich heute zum Namensfeste der Freundin auf «Bellevue» eingefunden, dazu auf einige Tage ihre eigene ländliche Wohnung verlassen, die sie sich bei Bacharach gekauft.

„Wo mag wohl wieder unsere Martha so lange verweilen?" fragte Liese. „Es ist mir nicht lieb, daß sie die weiten Touren allein unternimmt."

„Es sind lauter Liebeswerke," antwortete Johannes. „Die armen Kinder würden ganz verwildern, nun sie keinen Lehrer oder Pfarrer im Weiler haben, wenn sich nicht eine christliche Samariterin, wie Martha ist, ihrer annähme. Aber ich höre die Hunde bellen — ich denke, sie kehrt zurück."

„Wir wollen ihr entgegengehen und den feierlichen Abend im Freien beschließen!" sagte Käthchen, indem sie aufstand und ihre kleine weiße Hand auf die Schultern ihres Mannes legte.

„Ich stehe wie immer zum Befehle meiner Heidelberger Rose!" erwiderte Balthasar mit einem zärtlichen Blicke.

„Du Schmeichler!" lachte die reizende junge Frau hell auf. „Sollte man nicht glauben, wenn man Dich hörte, ich sei wirklich noch die Rose von Heidelberg?"

„Du verdienst diesen Ehrentitel fast mehr jetzt,

als damals!“ ſprach Johannes, „denn wir Alle finden, daß die Luft am Rheine Dich noch friſcher und blühender gemacht hat. Aber auch meinem Lieschen gehört ein artiges Compliment, wie mir däucht. Ihre blaſſen Wangen haben hier ordentlich eine zarte Röthe bekommen.“

„Ich fühle mich auch wohler,“ bemerkte errö-thend Lieſe, „die Geſundheit verleiht immer eine natürliche Schönheit. Aber da iſt ja Martha endlich! Grüß Dich Gott, liebes Tantchen, wir erwarten Dich ſchon ſeit einer Stunde. Haſt wohl von Deinen armen Schäflein nicht wegkommen können? Wie geht es Deinem kleinen kranken Thildchen?“

„Beſſer; das Fieber hat nachgelaſſen; ich hoffe, ſie erholt ſich raſch, nun ich für gute, nahrhafte Speiſen geſorgt habe. Aber meine Kinder waren es nicht, die mich aufhielten, ſondern ein ganz beſonderer Krankenfall. Stellet Euch vor — ich fand am Fuße des Fahrweges, der zu uns herauf führt, unter einem großen Obſtbaume einen ehrwürdigen Greis gelagert, nebſt zwei Landleuten. Einer von den Männern hatte den Kopf des alten Mannes auf ſeinem Schooße liegen und ſchien ganz in Schmerz verſunken, über ihn gebeugt zu ſein.“

„War dem Alten ein Unglück zugeſtoßen?“ fragte Johannes.

„Ich glaube kaum. Einer der Männer, welcher ihm zu Füßen ſaß, gab aus, der Alte ſei erſchöpft und über ſeine Kräfte ermüdet, da ſie den Weg von Frankfurt zu Fuße gemacht; ſie ſeien Flüchtlinge, die von den Franzoſen ausgewieſen worden, und nichts als das Leben gerettet hätten.“

„Wo ſind die Leute, liebe Martha? — Sie müſſen zu uns kommen, den Alten ſollen meine Knechte tragen!“ rief Johannes.

„Du findeſt ſie wohl ſchon auf dem Wege, mein lieber guter Neffe — ich erlaubte mir ſchon, ſie in Deinem Namen in Dein Haus zu laden.“

„Lieschen, laſſe gleich ein Bett rüſten, während wir Männer nach dem Kranken ſehen!“ rief Johannes aus und verließ mit dem alten Carmer und Balthaſar das Zimmer.

„Es ſind drei Flüchtlinge — da müſſen wir auch für alle Drei ein Unterkommen beſorgen. Gott Lob, daß wir Raum genug haben,“ ſagte Lieschen. „Komm mit und hilf mir, Käthchen; dem Kranken räumen wir das ganz kleine Stübchen neben dem des Vaters ein. Ach Gott, wie mich das wieder an unſere traurigen Tage in Heidelberg erinnert! Wie froh bin ich, daß ich Anderen eine Heimath bieten kann!“

Ein kleines Stündchen verging, da erschien der Zug bei der Wohnung. Johannes und Balthasar trugen auf einer Bahre einen alten Mann mit schneeweißen Haaren und noch schönen Zügen, dessen Körper ein Mantel bedeckte. Die Augen waren geschlossen, vielleicht schon im letzten irdischen Schlafe, aber auf dem bleichen, matten Angesichte lag ein fast verklärender Ausdruck von Seelen- und Gottesfrieden. Vorsichtig setzten die Träger ihre Bürde in dem Wohngemache nieder. Einer der begleitenden Landleute näherte sich derselben, der Andere aber blieb auf der Schwelle stehen, das Antlitz hatte er rasch mit einem Tuche bedeckt.

In diesem Augenblicke traten die jungen Frauen ein und eilten auf die Bahre zu.

„Gott im Himmel, täusche ich mich, Johannes? Sieht dieser Greis nicht unserem Retter gleich?"

„Er ist es in Wahrheit, liebe Liese — es ist unser lieber Vater Bernhard."

„O, gelobt sei Gott, der ihn zu uns führte!" rief die junge Frau aus. „Bringt ihn schnell in die Kammer, damit er sich erhole. Wir wollen ihn pflegen, als wäre er unser leiblicher Vater."

„Dann werdet Ihr auch Den nicht verstoßen, gnädige Frau, für den der edle Greis sich geopfert hat!" sprach der eine Landmann.

„Wie! mir däucht, ich müßte dieſen Mann kennen!“ ſagte Käthchen — „aber es iſt nicht möglich.“

„Ich bin Johannes, der Kammerdiener des Commandanten von Heidelberg. Ihr werdet von ſeinem Schickſale vernommen haben, wie es ihm zu Heilbronn ergangen, wie man ihn aus dem Ordenshauſe verſtoßen, ſeinen Degen durch den Henker zerbrochen und ihn dann arm und bloß aus dem Lande gewieſen.“

„Wir hörten nur, daß er gefangen geſetzt worden!“ ſagte Johannes, „weiter nichts. Wie befindet ſich der Unglückliche jetzt — warum ſeid Ihr nicht bei ihm geblieben in ſeinem Elende?“

Ehe Johannes antworten konnte, ſchlug der Greis matt die Augen auf und blickte Lieſe mit unbeſchreiblicher Innigkeit an.

„Vater, mein Retter!“ ſprach die junge Frau, deſſen kalte Hand küſſend. „Ihr ſeid willkommen unter unſerem Dache.“

„Wollet auch Ihr meinem Georg vergeben?“ ſtammelte leiſe der Greis.

„Wir haben ihm längſt vergeben, Vater!“ erwiderte Lieſe. „Um Euretwillen ſei unſer Haus ihm als Obdach ſtets geöffnet.“

Ein tiefer Seufzer, der dem Manne auf der

Schwelle entfuhr, lenkte des Kranken Blick nach ihm hin.

„Georg!“ rief der Greis bittend.

„Der Commandant! Wo waren meine Augen, daß ich ihn nicht erkannte!“ rief Johannes, und eilte zu dem Verhüllten und faßte dessen Hand. „Herr Commandant, was Ihr auch verbrochen haben möget, das hat Gott gestraft. Mir habt Ihr mein liebes Weib gerettet, dafür bin ich Euer Schuldner zeitlebens. Seid willkommen — und was wir zu Eurer Erheiterung beitragen können, soll Euch werden, und mit liebevollem Herzen.“

„Aber Eure Freunde —“

„Denken wie Johannes!“ erwiderten Balthasar und der Vater Carmer freundlich, dem Ausgestoßenen die Hände bietend.

„Kommt zu Eurem alten Freunde, Herr Commandant, und seid uns behülflich, ihn hinaufzutragen, damit er in ein gutes Bett komme. Er muß müde sein, der arme Vater.“

„Müde und herzgebrochen durch mich, weil er mir treu blieb in Schande und Noth. Vater, vergieb mir Deinen Tod!“ flehte Heydersdorff, in höchster Aufregung neben dem Greise niedersinkend.

„Gott grüße Dich, mein Sohn Johannes — verlaß ihn nicht — mich ruft der Herr hinweg

in ſein Land des Friedens und der ewigen Wahrheit — Wahr—heit —"

Der Greis hatte immer mühſamer geſprochen; die letzten Worte erſtarben, kaum noch hörbar. Dann ſanken die Augenlider, bis ſie die Augen halb zudeckten. Ein ſchönes Lächeln trat auf die welken Lippen — ein tiefer Seufzer — dann entfloh die treue Seele aus der morſchen Hülle.

„Todt, Bernhard todt! und ich Elender muß leben!" ſtieß krampfhaft Heydersdorff aus und ſank dann bewußtlos nieder.

Vierzehntes Capitel.

Nachrichten von Heidelberg. — Schlußwort.

Einige Wochen waren vergangen, ehe Heydersdorff, von treuer, reiner, christlicher Liebe gepflegt, zu dem hellen Bewußtsein der Gegenwart und des Erlittenen erwachte. Der schöne Monat September strahlte aber schon in aller herbstlichen Pracht, ehe der Unglückliche soweit körperlich erstarkte, um sich frei in der herrlichen Natur bewegen zu können. Bereits gewahrten die Freunde mit dankbarer Befriedigung, daß auch die schwermüthige Stimmung ihres Gastes minder anhaltend und düster war; schon gaben sie der Hoffnung Raum, daß der Verstoßene und Verbannte ihren, sowie des alten Johannes Bitten nachgeben und seinen Aufenthalt in einem nahgelegenen kleinen, aber reizenden Häuschen wählen werde, wo er völlig von der Außenwelt abgeschieden, doch mit ihnen verkehren konnte. Da

wurden die Einsiedler durch den Besuch des jüdischen Handelsmannes Ismail überrascht. Er war auf dem Wege nach Holland begriffen und hatte in Frankfurt von Cruget und dessen Gattin den Aufenthalt Elisabeth's erfahren.

Herzlich wurde er bewillkommnet, denn Alle hatten ihn als einen rechtlichen Mann erkannt, und Martha war ihm auch Dank schuldig. Aber wer beschreibt des Juden Erstaunen und Bestürzung, als er in dem stattlichen Landmanne den ehemaligen Commandanten von Heidelberg erkannte und Zeuge von dessen freundschaftlicher Stellung zu der Familie wurde! Es währte eine geraume Zeit, ehe der gute Mann seine Fassung wieder gewann und seine Freude über den Anblick Seiner Gnaden hervorbringen konnte.

Elisabeth, in der Absicht, die zu sichtliche Verlegenheit Ismails zu beseitigen, fragte nach Nachrichten aus Heidelberg, „denn," fügte sie lächelnd hinzu, „wir Einsiedler hier oben vernehmen fast nichts von dem, was auf dem Kriegsplatze vorgeht, und besonders nichts von unserer lieben Vaterstadt am Neckar."

„Gott meiner Väter, was soll ich Euch von Heidelberg berichten, schöne Frau? Ich habe nur Jammervolles gesehen und hielt es nicht länger

aus, sondern brachte mein einziges Kind zum Schwager in Frankfurt und will in die Fremde ziehen."

„Drückten und plagten die Feinde Euch so sehr?" fragte Johannes.

„So lange sie da waren, ja — aber sie haben die Stadt verlassen, als sie sich nicht mehr für sicher hielten. Herr meines Lebens, wir und die meisten Bürger, die noch in Heidelberg waren oder aus dem Walde zurückkehrten, wohin sie geflohen, lebten in tiefen Kellern, wagten nur des Nachts uns auf der Straße sehen zu lassen. Wir kauften dann Lebensmittel von den Gastwirthen, oder erbettelten uns solche von denselben."

„Die Feinde verbrannten also das Gasthaus zum Ritter nicht?"

„Nein; aber es will uns als ein Wunder erscheinen; denn ehe die Soldaten abzogen, wurde noch Alles, was halbwegs noch wohnhaft war, wieder abgebrannt oder niedergerissen. Nur etliche zwanzig Häuser stehen noch, wo die Offiziere bis zum letzten Augenblicke sich aufhielten. Aber den Jammer von der Stadt hätten wir noch geduldig ertragen, wenn die Vandalen nur das Schloß verschont hätten."

„Wie so?" fragte hier Heydersdorff so heftig,

daß Ismail erschrocken zusammenfuhr. „Was versteht Ihr unter verschonen?“

„Was ich darunter meine, Euer Gnaden? Nun, ich will sagen damit, daß sie wie die Rotte Korah's gehaust haben auf unserem schönen Schlosse, so da ist eine Zierde und ein Wunderwerk der Welt gewesen. Ehe die Feinde abzogen aus der Stadt, haben sie Alles daraus fortschleppen lassen nach Philippsburg und sich in der Stadt einquartiert; dann vernahmen wir in unseren Gewölben einen Knall, als wäre die ganze Artillerie des allerchristlichsten Königs zumal losgeschossen worden, und hat der Boden über unseren Köpfen gezittert, wie bei einem Erdbeben. Ich und meine beiden Freunde wagten uns lange nicht an's Tageslicht, aber als wir vernahmen laut Klagen und Jammern, dabei kein Pferdegetrappel mehr auf den Steinen, gingen wir hinauf. Da standen die Leute händeringend, weinend und fluchend, Alle nach dem Schlosse blickend; wiewohl es an mehreren Orten in der Stadt brannte, kümmerte man sich nicht darob. Mir aber vergingen fast die Sinne; ich habe meine Haare gerauft wie ein Wahnsinniger, als ich sehen mußte, wie an der Stelle unseres schönen Schlosses nur noch ein schwarzes Gerippe, ein Haufen Steine war, aus deren Mitte sich die Rauchsäule erhob!“

„Man hatte wieder davon gesprengt?“ rief Hafstat aus.

„Davon? Gott meiner Väter, Alles haben sie zerstört! Pulver ist in dem Gebäude selbst angezündet worden, so daß durch die Explosion alle noch wohnlichen Räume zerstört und die Fenster zerschmettert wurden. Nichts ist geblieben, als theilweise die nackten Mauern, die Kapelle und das große Faß; aber das letztere ist jämmerlich seiner Zierathen beraubt, so daß es nicht mehr benutzt werden kann. Dahin, dahin die stattliche Residenz! Verschwunden ist Heidelberg aus der Reihe der Städte; unser Schloß ist eine todte Ruine, die nimmermehr einen lebenden Menschen beherbergen wird! Ich habe geklagt und getrauert, bis meine Augen trübe wurden und die Seele vor Leid vergehen wollte. Gott der Gerechtigkeit, was haben die Pfälzer verschuldet, daß sie ein solches Elend treffen mußte!“

„Ich hoffe, der Kurfürst läßt das Schloß wieder aufbauen,“ sagte Liese. „Seine eigene Ehre gebietet, daß er ebenfalls die Stadt wieder wohnbar machen lasse.“

„Häuser kann er bauen lassen, auch eine neue Stadt gründen — aber das Schloß, das Werk vieler Jahrhunderte, vermag er nicht wieder herzustellen in der alten Pracht und Kühnheit. Nein,

es wird bleiben, wie die Franzoſen es verwüſtet; aber auch noch als Ruine wird das Schloß zu Heidelberg die Bewunderung der Menſchen erregen, ihre tiefe Theilnahme beanſpruchen. Für uns Deutſche aber ſoll die ernſt trauernde, verödete Ruine ein ſchmerzlich ſchauerliches Denkmal franzöſiſchen Vandalismus' bleiben und eine Mahnung für künftige Generationen gegen ein Freundſchaftsbündniß mit dem perfiden Frankreich ſein. Carl Ludwig, wie muß Dein ſeliger Geiſt über dieſe Greuel trauern! Du verkaufteſt Dein Kind und deſſen Glauben dem Franzoſenkönige, damit er Dein kräftiger Schirmherr werde. Jetzt iſt es eben dieſer Schirmherr, der Dein ſchönes Land, unſere blühenden Rheinprovinzen in eine Einöde verwandelt!" —

Die erſchütternde Nachricht wirkte äußerſt ſchmerzlich auf alle Bewohner des Landhauſes. Heydersdorff ſtand nach einer kleinen Pauſe auf und verließ ſchweigend das Gemach; ſein alter Diener folgte mit traurig gebeugtem Haupte. Der Commandant erſchien an dem Abende nicht wieder, ſein Kammerdiener trug das Eſſen ihm auf ſein Zimmer. Ismail hatte noch Manches den Freunden zu berichten; auch meldete er, wie Gretchen, Peter's Braut, nicht lange ihre Leiden zu ertragen gehabt: ſie war eines Tages in den Armen

ihres Verlobten heimgegangen, ohne dieſen zu erkennen. Peter hatte nach ihrer Beerdigung Abſchied von ſeinem Beſchützer genommen und war unter die Soldaten gegangen. Er wollte die Schmach ſeiner Braut an den Feinden rächen und dann im Kampfe ſterben.

Es war ziemlich ſpät, ehe der kleine Kreis ſich zur Ruhe begab. Am folgenden Morgen wartete man vergeblich auf das Erſcheinen Heydersdorff's zum Frühmahle. Als daſſelbe eingenommen, begab ſich Johannes nach dem Zimmer des Gaſtes, um zu fragen, ob dieſer krank ſei. Zu ſeiner Beſtürzung fand er das Bett unberührt und das Zimmer leer. Auf dem Tiſche lag ein Blatt Papier, auf dem Johannes die Worte las:

„Vergebt mir, wenn ich ohne Abſchied aus dem theuren Hauſe entfliehe, das mir zur trauten Heimath geworden! Ihr habt mir geſtern keine Vorwürfe gemacht — aber ich kann den Anblick Eures Schmerzes nicht anſehen. Die Heiligen mögen Euch ſegnen für Eure Barmherzigkeit. Betet für mich, daß ich bald des Lebens Laſt abſtreifen darf! Wohin ich gehe, weiß ich nicht, forſchet mir nicht nach! Der Entehrte, mit Schmach Gebrandmarkte hat keine bleibende Stätte mehr, als ein unbekanntes Grab.“

Elisabeth brach in Thränen aus, nachdem ihr Johannes den Brief mitgetheilt hatte. — Ismail aber sagte:

„Gott der Gerechte sei seiner Seele gnädig und vergebe ihm seine große Schuld. Er hat gefehlt, aber der ihn dazu trieb, hat noch größere Schuld auf dem Gewissen."

Nach sieben Jahren blutigen Kampfes mußte Ludwig XIV., an Leib und Seele krank, heimlich sich um die Freundschaft Savoyens bewerben, und durch dieses wurde der Friede von Ryswik ermittelt. Bei diesem Frieden aber benahm sich Ludwig noch als bigotter Despot, indem er dem deutschen Kaiser die Bedingung stellte, daß er hinfort nur die katholische Religion in den Pfalzländern dulden dürfe. Anstatt einen solchen Vorschlag mit gerechter Entrüstung zu verwerfen, genehmigte ihn der Kaiser, und damit wurde dem protestantischen Cultus unter dem eisernen Drucke des bigotten Kurfürsten der Todesstoß versetzt. Die Pfälzer, nicht nur an Gut und Habe verarmt, wurden durch französischen Fanatismus auch des höchsten Gutes und des Trostes beraubt, Gott noch nach der reinen, einfachen Bibellehre zu verehren.

Zwei Jahrhunderte sind seit unserer Erzählung

und dem langwierigen Kriege vergangen, über den Trümmern des alten ist ein neues Heidelberg entstanden, schöner vielleicht dem Ansehen nach. Aber in den Herzen der Einwohner lebt noch die Erinnerung an die alte stattliche Heimath, und die majestätischen, imposanten Ruinen des alten kurfürstlichen Schlosses sind die Bewunderung Europa's geblieben. Einsam und verödet, ernst und sinnig blicken sie von der Höhe auf die Menschen hinab, wie eine trauernde Wittwe, die im Alter allein übrig geblieben ist, mit der jungen Generation nichts gemein hat. Dürfen wir aber nicht annehmen, daß die Geister der alten Heidelberger, die in ihrem Blute oder unter der Schmach der Entehrung auf dem Boden ihrer Heimath ihre Seele aushauchten, bei der Siegesnachricht von Sedan in seliger Freude sich zusammenschaarten und Kränze des unsterblichen Ruhmes für die Söhne eines einigen, starken Deutschlands wanden? Wie Aeolsharfen rauschte es in sanft melodischen Tönen durch das öde Gemäuer des alten Heidelberger Schlosses; Tausende von leisen Geisterstimmen riefen sich zu: „Unser Heidelberg ist gerächt worden an den Uebermüthigen, die einst uns Leben, Gut, Freiheit und Religion nahmen!“

Man hat uns berichtet, daß mancher tapfere

Krieger, als er ſtarr und kalt vom Schlachtfelde aufgehoben worden, trotz ſeiner furchtbaren Verwundung oder Verſtümmelung, noch ein ſchönes Lächeln auf den Lippen bewahrt habe. Dieſes Lächeln ſagt uns, daß unſichtbare Engel dem Schmerz des Todes den Stachel genommen, daß die Geiſter ihrer Vorväter die feuchte Stirne getrocknet, verklärte Jungfrauen die Seele des ſterbenden Helden in einem Kuſſe entführten, ihn mit dem Kranze des unſterblichen Ruhmes krönten. Ja, im Himmel wie auf Erden herrſchte Freude, denn das große deutſche Vaterland gleicht nicht mehr einem zerfetzten Purpurmantel — alle Stücke ſind durch die Liebe zu Deutſchland und ihren greiſen Kaiſer zu einem feſten Ganzen aneinander gefügt worden zu einem Mantel, einem Schilde, der Deutſchlands Rechte hinfort beſchützen und vertheidigen wird.

Möge es ſo bleiben; denn wenn Fürſten und Volk einmüthig und freudig ſich unter ein Banner reihen, dürfen die Bürger ohne Furcht in die Zukunft blicken, wird eine feſte Mauer ſich zwiſchen Deutſchland und ſeinen Feinden erheben.

Leipzig, Druck von A. Edelmann.

Bayerische Staats Bibliothek München

Digitized by Google